

GESCHICHTSBRIEF BEDBURG-HAU



15

2020

Umschlagbild: Die Qualburger Kirche und die Wetering im »Klevischen Kataster« von 1723 (Amt Kleverhamm, Bl. 58)
(LAV NRW R: AA 0647 Kleve, Kataster Nr. 3, Bl. 58)

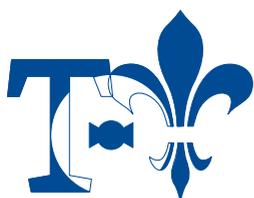
Impressum

Herausgeber: Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.
Archiv der Gemeinde Bedburg-Hau
Redaktion: Johannes Stinner M.A. unter Mitarbeit
von Hans Burg und Norbert Pies
Layout, Satz: Johannes Stinner M.A.
Druck, Bindung: jva druck+medien, Geldern

© 2020 Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.

Preis: 4,- Euro

Alle Rechte vorbehalten.



Geschichtsbrief
Bedburg-Hau

15 | 2020

Inhalt

- 3 Ein Wort zuvor
NORBERT PIES
- 4 Qualburg – ein römischer Hafenplatz. Neue Erkenntnisse zum
Rheinverlauf in römischer Zeit
GEORG HÜTTNER
- 15 Feldhüter Gerhard Janssen
PETER THOMAS
- 23 Tierische Schiedsrichter
PETER THOMAS
- 27 Die Hinrichtung von Bruder Johannes Savelsberg SDS.
Eine Tragödie am Katzenbuckel in Moyland im Jahre 1939
JOSEF JÖRISSEN
- 37 Feste im Jahreskreis – Teil 2
RIA VALENTIN
- 49 Dij geele Telefonzäll!
PAUL MICHELS
- 53 Ärpele
RIA VALENTIN
- 56 Nachrichten aus dem Verein
NORBERT PIES
- 59 Bildnachweis

Ein Wort zuvor

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich freue mich, Ihnen heute die 15. Ausgabe des »Geschichtsbriefes« vorstellen zu können. Die Redaktion hat sich bemüht, wieder eine abwechslungsreiche thematische Mischung zusammenzustellen.

Den Anfang macht Georg Hüttner mit einem interessanten Beitrag über Qualburg. In römischer Zeit gab es hier wohl einen Ankerplatz, dessen Lage durch spezielle archäologische Untersuchungen bestimmt werden konnte.

Peter Thomas zeichnet die berufliche Wegstecke des Feldhüters Gerhard Janssen nach seiner Militärzeit im Dienste der Bürgermeisterei Till nach. Eine Schmunzelgeschichte aus der Frühzeit der Dreschmaschine beleuchtet die Schattenseiten des Fortschritts.

Den Festen und Feiern im Jahreskreis widmet sich wieder Ria Valentin. Diesmal schildert sie die Zeit von Karneval bis Christi Himmelfahrt.

Mundartbeiträge dürfen auch in der aktuellen Ausgabe des »Geschichtsbriefes« nicht fehlen. Paul Michels erinnert an ein nützliches Relikt aus gar nicht so alter Zeit, das heute kaum noch anzutreffen ist. Ria Valentin widmet ihren Beitrag einem Grundnahrungsmittel: der Kartoffel.

Die Aktivitäten des Geschichtsvereins wurden in diesem Jahr durch »Corona« beeinträchtigt. Das Heft schließt mit einem kurz gefassten Rückblick.

Mitglieder erhalten den »Geschichtsbrief«, wie gewohnt, kostenfrei per Post. Hefte sind auch zum Preis von 4 Euro an der Infotheke des Rathauses Bedburg-Hau erhältlich.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, viel Freude bei der Lektüre des neuen Geschichtsbriefes!

Norbert Pies

Qualburg – ein römischer Hafenplatz

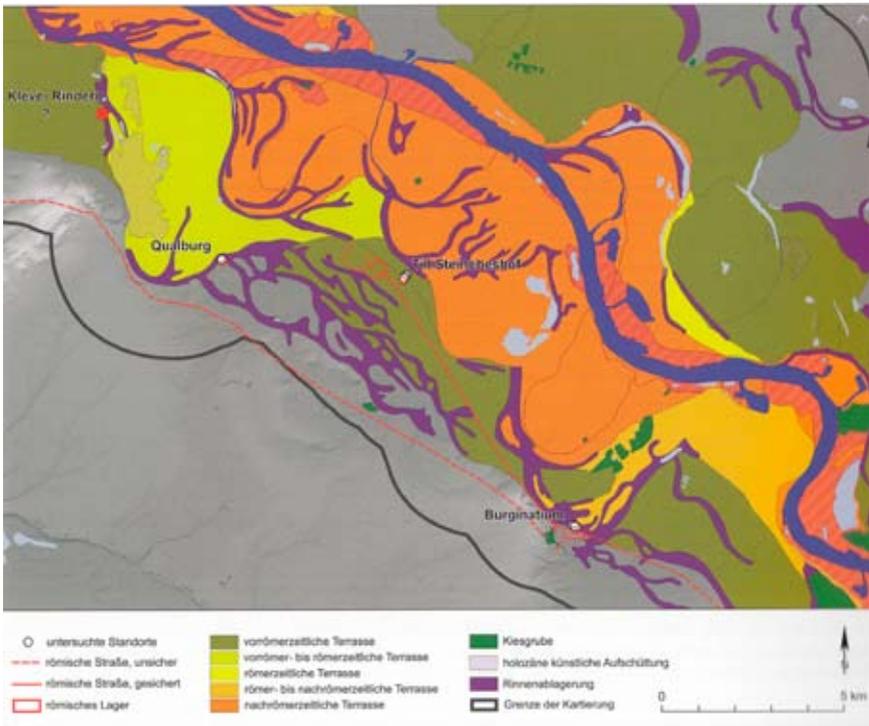
Neue Erkenntnisse zum Rheinverlauf in römischer Zeit

GEORG HÜTTNER

Lange Zeit ging die Archäologie davon aus, dass die Standorte der römischen Legions- und Auxiliarlager und Kleinkastelle an Alt- oder Nebenarmen des Rheines bewusst wegen der sicheren Anlandung und gefahrenfreien Schifffahrt angelegt worden sind. Diese Hypothese aus den frühen 1950er Jahren basierte auf der hohen fachlichen Kompetenz der Archäologen Harald von Petrikovits und Fritz Tischler sowie des Geologen Albert Steeger. Auch der verstorbene Stadtarchivar von Kleve, Friedrich Gorissen, vertrat diese These für die Altwasser – Kermisdahl und Tweestrom – in Richtung Rindern, trotz der römischen Schiffsfunde in den Kiesgruben im Spycyk bei Kleve und Rindern.

Neue Ergebnisse brachten geoarchäologische und archäobotanische Untersuchungen mit der Aufarbeitung von Altdatenbeständen, sodass sich heutzutage ein anderes Bild für römische Hafentorte am Rhein ergibt. Die römischen Standorte längs des Rheins wurden fast alle direkt am Ufer eines aktiven Prallhanges auf den hochwasserfreien Niederterrassen oder altholozänen Terrassen angelegt. Dies zeigt sich auch für die nachfolgenden Orte am unteren Niederrhein. Ab Xanten gilt dies für Burginatium bei Kalkar, mehrere temporäre Lager und das Auxiliarkastell am Steincheshof bei Till, Qualburg (Quadriburgium) und Rindern (Harenatium?). Manche dieser Orte, wie z.B. Xanten (Colonia Ulpia Traiana) oder auch Burginatium, sind schon von der einheimischen Bevölkerung vor Ankunft der Römer als hochwasserfreie Siedlungsplätze genutzt worden.¹

1 Renate Gerlach u. a.: Römische Hafentorte. Standortbedingungen und Flussdynamik am Niedergermanischen Rheinlimes von Königswinter bis Kleve-Rindern. In: Der Rhein



Auenkartierung zu den Untersuchungsstandorten Kalkar-*Burginatum*, Till-Steincheshof (-Kapitelshof, - Sandkampshof), Bedburg-Hau, Qualburg und Kleve-Rindern

Nachfolgend soll auf den Ort Qualburg näher eingegangen werden. Im 7. Jahrhundert verfasste der anonyme Geograph von Ravenna eine Erdbeschreibung, in der sich auch eine Reihe von rheinischen Ortsnamen finden. Da der Geograph die Namen gegenüber dem antiken Schrifttum teilweise stark entstellt wiedergibt, können auch heutzutage manche seiner Ortsbezeichnungen nicht endgültig gedeutet werden. So nennt er mit anderem Namen auch ein

als europäische Verkehrsachse. Hrsg. von Manuela Mirschenz, Renate Gerlach und Jan Bemmann. Bd. 3, Bonn, 2019 (Bonner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie, 22), S. 17–78; hier: S. 62, 70–77.



Ziegelbruchstück aus Qualburg mit dem Stempel: »N. VRS«

»Coadulfaveris«, welches man früher auf Qualburg zurückführen wollte, indem man zum Bestimmungswort »Quadri« – und »Qual« ein »Quadul« annahm. Der zweite Bestandteil »-faveris« entzog sich jedoch jeder befriedigenden Deutung.

Erstmals schriftlich erwähnt wird Qualburg um 1100 im Heberegister des Xantener Officiums Rottum. Nachweislich ist der Ort in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts mit folgenden Namensformen belegbar: Qualburch (1143 und 1229), Qualberg (1251), Qualeburg (1274), Quaylbergh (1298) und im 14. Jahrhundert Quelberch und Quaelberg sowie im 15. Jahrhundert Caelberg.²

Erste römische Siedlungsansätze sind im Nachgang zum Bataveraufstand (69/70 n. Chr.) im Zusammenhang mit der Neuordnung und Sicherung des Niedergermanischen Limes zu sehen.

Als sich die Germaneneinfälle in der Mitte des 3. Jahrhunderts häuften, ist davon auszugehen, dass das Militärlager ausgebaut und mit einem Doppelgrabensystem gesichert wurde. Für diese Phase nimmt man ein Numeruskastell an. Funde von römischen Dachziegeln mit dem Stempel »N. VRS« (Numerus Ursariensium) einer römischen Militäreinheit bestätigen dies wohl. Funde aus den verfüllten Gräben datieren in die Zeit von ca. 270 bis 400 n. Chr. Keramikfunde aus neueren Notgrabungen deuten daher auf eine römische Besiedlung bis in das 1. Viertel des 5. Jahrhunderts hin.

² Georg Hüttner: Qualburg – Quadriburgium? In Kalender für das Klever Land 1978 (1977), S. 21–23.

Im antiken Schrifttum listet der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus neben anderen Orten ein »Quadriburgium« in seinem 13. Buch (Kap. 2) auf, welches nach den schweren Frankeneinfällen um 352 n. Chr. vom römischen Kronprinzen Julian 356 n. Chr. wiederhergestellt und mit neuen Magazinen, Getreidevorräten und starken Besatzungen versehen wurde.

Unter dem spätrömischen Kaiser Valentinian I. (364–375) wurde ein Festungsprogramm zur Sicherung der Reichsgrenze entlang des Rheines mit »Burgi« (Asperden) und Truppenverstärkungen in Angriff genommen. Bis zum Tode Valentinians († 375) herrschte Ruhe am Rhein und damit auch in der »Germania Secunda«.

Aufgrund dieser antiken Quellenangaben und der römischen Funde aus den vergangenen Jahrhunderten identifiziert man heute Qualburg mit dem antiken »Quadriburgium«. Dabei werden die römischen Kastellanlagen im Bereich des Kirchenhügels der alten St. Martinuskirche angenommen, und die zugehörige zivile Siedlung (VICUS) wird sich nach Süden und Südwesten entlang der Koppelstraße in Richtung auf die St.-Markus-Kirche Bedburg-Hau ausgedehnt haben. Dies geht u. a. aus römischen Grabfunden längs der Koppelstraße hervor.

Es kann sogar eine nachrömische Siedlungskontinuität durch Grabfunde aus der Kirche mit merowingischer Bevölkerung und Franken angenommen werden. Beim Abbruch der alten Martinuskirche 1888 stieß man auf ein merowingerzeitliches (fränkisches) Plattengrab. Auch Keramikfunde wie zwei Wandstücke von fränkischen Knickwandtöpfen aus dem ersten Drittel des 7. Jahrhunderts bestätigen dies.

Bei der Notgrabung 1988 der Außenstelle Xanten für die unterirdische Schießanlage der St.-Martinusbruderschaft wurden aus den Abraumhalden der Baugruben zwei handgemachte Scherben geborgen, die am Niederrhein außergewöhnlich sind. Die Scherben haben eine Magerung aus Muschelgrus. Normalerweise ist diese Keramikart typisch für den Nordseeküstenraum.



Der Luftbildausschnitt nördlich des alten Ortskerns von Qualburg zeigt die Lage des Untersuchungsprofils (weiße Linie) zwischen Wetering und dem Kirchhügel zur Fragestellung des Rheinverlaufes in römischer Zeit. Es wurden durch die Universität Mainz im Profil Erdbohrungen (QUA 1) für Pollenanalysen, eine DP-EC-Sondierung (QUA DP 1) und eine ERT-Messung (QUA ERT 1) vorgenommen. Hierbei handelt es sich um geoelektrische Sondierungen durch elektrische Widerstandsmessungen im Profilbodenbereich (Masseinheit Ohm) mit Abgleich der Messwerte aus EC- bzw. ERT-Messungen.

Ob das dazugehörige Gefäß durch Handel über den Wasserweg nach Qualburg gelangte oder durch die Wikinger im 8. und 9. Jahrhundert bei deren Raubzügen den Rheinstrom hinauf in den Boden kam, muß hier unbeantwortet bleiben.³

Wo heute die Wetering nördlich der Martinuskirche fließt, lässt sich durch neuere geophysikalische Untersuchungsmethoden der Universität Mainz

³ Clive J. Bridger: Wo Römer und Franken siedelten. Eine gescheiterte Bodendenkmalpflege in Qualburg. In: Kalender für das Klever Land 1990 (1989), S. 83–85; ders.: Neufunde aus Qualburg. In: Bonner Jahrbuch 190 (1990), S. 373–402.

ein Rheinstromverlauf in römischer Zeit belegen. Dieser römische Rheinbogen nördlich des Kastells »Quadriburgium« findet seine Fortsetzung im Kermisdahlbogen unterhalb des Klever Burgberges.⁴

Eine Textstelle in der »Klevischen Chronik« des Gert van der Schuiren (ca. 1411–1496) über den Rheinverlauf bei Qualburg hat nach Auffassung des Autors bisher zu wenig Beachtung gefunden. Sie sei daher hier auszugsweise wörtlich zitiert: »*Item dat buyss Cleve, dair der Rhin der tyt langs gelopen, und ein andere Borg hup den Rhin, Catalburgum; nu Qualburgen gebieten, daruan nit mehr furhanden dan die alde rujnen und die ring in die muyren, dair ehrtys die Schip angelegt hebben, daruan Ammjanus Marcelljnus schriff, dair dhie segt, dat durch den Keyser Julianum seuen Stette in Gallijis weder gewonnen waren: Castra Herculis, Quadrijburgum, Tricesimae, Nouisio, Bonna, Antennacum et Bingio.*«⁵

Von dem klevischen Chronisten Johann Turck (1550–1625) gibt es eine Federzeichnung von ca. 1624, die die landschaftliche Situation von der Hees und dem Wolfsberg, u. a. auf die Stadt Xanten, den Fürstenberg, die Stadt Wesel, das Amphitheater von Veterea und den Rheinverlauf an der Wende zum 17. Jahrhundert wiedergibt.⁶

4 Vgl. Dennis Wilken u. a.: Geophysikalische Prospektion potentieller Anlegestellen römischer Stützpunkte am Rhein. Methodische Möglichkeiten. In: Der Rhein als europäische Verkehrsachse (wie Anm. 1), S. 93–108; hier: S. 102–105. Auf eine Beschreibung dieser geophysikalischen Prospektionsmethoden zum Auffinden potentieller Anlegestellen entlang des Rheins wird ausdrücklich verzichtet und auf den vorstehend zitierten Aufsatz verwiesen.

5 Robert Scholten: Clevische Chronik nach der Originalhandschrift des Gert van der Schuren nebst Vorgeschichte und Zusätzen von Turck, einer Genealogie des Clevischen Hauses und drei Schrifttafeln. Kleve 1884, S. 222–224.

6 Friedrich Gorissen: Ein Blick von der Bislicher Insel über den Rhein auf den Fürstenberg mit der Abteikirche (Mitte 17. Jh.). In: Heimatkalender des Kreises Wesel 10 (1989), S. 15–24; hier: S. 22–24. Vgl. Julia Opladen-Kauder: Wo lag Vetera I? Die Suche nach dem römischen Militärlager im Raum Xanten seit der frühen Neuzeit bis Anfang des 20. Jahrhunderts. In: An den Grenzen des Reiches. Grabungen im Xantener Legionslager am Vorabend des Ersten Weltkrieges [Begleitbuch zur Ausstellung im LVR-RömerMuseum im Archäologischen Park Xanten vom 16.5.2014 bis 7.9.2014]. Mainz 2014 (Kataloge des Römermuseums im Archäologischen Park Xanten, 6), S. 40–52; hier: S. 50.



Blick vom Wolfberg auf Xanten und den Fürstenberg mit Amphitheater von Vetera (Zeichnung von Johann Turck, um 1624)

Auch hat J. Turck zu seinen Lebzeiten die Kastellruinen von Qualburg noch gesehen. Er hat die »Klevische Chronik« des Gert van der Schuiren als Sekretär und Archivar gekannt und mit Anmerkungen versehen. Seine Vermerke und Zeichnungen sind daher als glaubwürdig einzuordnen.

Der Chronist Aegidius Gelenius (1585–1656) berichtet darüber ähnlich: *»Noch in unseren Zeiten sah man im Dorfe Qualburg die Ruinen uralter Mauern und in diesen eiserne Ringe für die Befestigung der Schiffe. Zur Zeit sind sie jedoch aus den Fundamenten gehoben und von den Räten des brandenburgischen Fürsten in schmachvoller Weise für einen geringen Preis verkauft, wo ehemals nach Pighius eine Burg des Cajus Julius gestanden haben soll.«*

Demnach waren im Spätmittelalter und bis ins 17. Jahrhundert wohl noch Ruinenreste des Kleinkastells Quadriburgium und die Anlandemöglichkeit für Schiffe am durchflossenen Rhein aus römischer Zeit sichtbar. Die Weiterverwendung der römischen Mauerreste als Steinbruchmaterial am steinarmen Niederrhein war zu jener Zeit wohl noch nicht beendet, so wurden um 1830 neben römischen Altertümern bei Ausgrabungen u. a. 150 Malter Tuffstein gewonnen und verkauft.⁷

⁷ Robert Scholten: Zur Geschichte der Stadt Cleve aus archivalischen Quellen. Cleve 1905, S. 20–22.

In diesem Kontext ist auch der Kupferstich von Jan de Beyer »Het Dorp Qualburg by Cleeff 1746« zu sehen. Der Künstler ist für seine genaue Topographierefassung auf seinen Stichen bekannt. Der Stich von Qualburg zeigt noch die alte St.-Martinuskirche mit Kirchhügel und den Fahrweg, nebst einem Dammweg mit aufstehenden Bäumen, gesehen von der Wetering aus. Dieser Dammweg ist im Klevischen Kataster von 1723 als »Wech na die Koppel«, die heutige Koppelstaße, bezeichnet und könnte ein Relikt eines Stückes der ehemaligen Römerstraße sein, die durch eine Furt oder Brücke über den damaligen Rhein (Wetering) passierbar war.

Auf eine vergleichbare Kartendarstellung ist der Verfasser auf einem Ausschnitt der Tranchotkarte zu seinem Beitrag im vorigen Geschichtsbrief 2019 gestoßen. Abgehend von der »Alten Bahn« findet sich beim »Galgenberg« auf Till-Moyländer Seite neben einem Weg ein paralleler Geländestreifen. Verfolgt



Die Qualburger Kirche und die Wetering im »Klevischen Kataster« von 1723 (Amt Kleverhamm, Bl. 58)



Ansicht von Qualburg nach einem Stich von Jan de Beyer, 1746

man den heute in der Örtlichkeit liegenden Feldweg nach Nordosten in den Laubwald hinein, zeigt sich ein alter Dammweg von ca. 4–4,5 m Breite.⁸

Gute Hinweise für die Spurensuche im Gelände zu den römischen Straßenverläufen finden sich in der Buchveröffentlichung von Arnold Esch über den Verfall des römischen Straßennetzes, den Aufbau der Straßen, die Trassen- und Linienführung und die Besonderheit, dass heutige Straßen oder Wege oftmals direkt neben der römischen Straßenführung verlaufen und anderes mehr.⁹

Nach diesem kurzen Exkurs zu römischen Straßen lässt sich als Fazit der neuen wissenschaftlichen Untersuchungen zum Rheinverlauf am Niederrhein feststellen, dass auch Qualburg mit seinen Kastellanlagen und dem

8 Georg Hüttner: Das Louisendorfer Steinkistengrab und der Pfälzer Siedler Latour/Le Dur. In: *Geschichtsbrief Bedburg-Hau* 14 (2019), S. 10 (Ausschnitt der Tranchotkarte mit Markierung der Straßenverläufe).

9 Arnold Esch: *Zwischen Antike und Mittelalter. Der Verfall des römischen Straßensystems in Mittelitalien und die Via Amerina. Mit Hinweisen zur Begehung im Gelände.* München 2011, S. 62–71.

angrenzenden Siedlungsplatz in römischer Zeit einen Anlandeplatz am Rhein zur Versorgung des römischen Militärs und der Zivilbevölkerung bis zur Wende des 5. Jahrhunderts besessen hat.

Dies trifft übrigens auch für die Colonia Ulpia Traiana, Burginatum, eingeschränkt für Till (Steincheshof), Kleve (Spyck) und Rindern (Harenatum?) zu. Auch zu diesen römischen Orten gibt es neue archäologische und geophysikalische Untersuchungen, was deren Anbindung an den römischen Rhein als Hafenstandort und Anlandeplatz angeht. Trotzdem ist eine Rekonstruktion am unteren Niederrhein für den römischen Rheinverlauf aufgrund der mittelalterlichen und neuzeitlichen Stromverlagerungen, wie z.B. durch den Kellener Altrhein heutzutage, kaum möglich.



Ausschnitt aus der Kartenaufnahme der Rheinlande durch Tranchot und von Müffling 1803–1820. Die Markierung (roter Kreis) weist neben dem breiten landläufigen Fahrweg für Fuhrwerke noch auf einen parallelen Geländestreifen, bei dem es sich vermutlich um den Rest einer römischen Straße handelt.

Folgende Anmerkung des Autors zum Ortsteil Qualburg in der Gemeinde Bedburg-Hau sei abschließend gestattet. Obwohl Qualburg wegen seiner römischen Vergangenheit seit 1986 zum Bodendenkmal im Kreis Kleve erhoben wurde, scheint die frühzeitige Einschaltung der archäologischen Fachbehörde, der hier zuständigen Außenstelle Xanten des LVR-Amtes für Bodendenkmalpflege im Rheinland, nicht immer bei den zuständigen Bauämtern zu funktionieren. Dass bei Tiefbauarbeiten durch Baugruben, Kanaltrassen, Kabelgräben etc. oftmals archäologische Befunde unwiederbringlich zerstört werden, sollte Behörden hinlänglich bekannt sein. Zerstörtes Kulturgut, egal welcher Zeitstellung, ist damit für immer verloren! Selbst eine unscheinbare Keramikscherbe kann unter diesen Umständen für die Geschichte eines Ortes von großer Bedeutung sein.

Freundliche Hilfe erfuhr der Autor des vorstehenden Aufsatzes durch die Außenstelle Xanten des Amtes für Bodendenkmalpflege im Rheinland beim Landschaftsverband Rheinland (Frau Dr. Julia Opladen-Kauder, Frau Dr. Marion Brüggler, Herrn Harald Berkel und Herrn Steve Bödecker), dem Archiv der Gemeinde Bedburg-Hau (Herrn Johannes Stinner), dem Stadtarchiv Kleve sowie Herrn Dr. Clive J. Bridger.

Feldhüter Gerhard Janssen

PETER THOMAS

Die Bürgermeisterei Till suchte im Jahre 1838 einen Mitarbeiter, dessen Aufgabe die Bewachung von Feld und Flur sein sollte. Dafür jemanden zu finden, schien nicht so einfach zu sein, denn der ausgewählte Invalide Peter Braun aus Köln lehnte die Berufung ab, da er von dem ausgelobten Salär von jährlich 80 Gulden angeblich nicht leben konnte.

Die Stelle war daher anderweitig zu besetzen; hierfür sollte möglichst ein Kandidat mit militärischer Ausbildung ausgewählt werden. Es meldete sich in der Bürgermeisterei der Unteroffizier Gerhard Janssen aus Kleve, der sieben Jahre und sieben Monate bei der 12. Kompanie des 17. Infanterieregiments gedient hatte und dort wegen »Körperschaden« als Halbinvalide im Alter von 33 Jahren entlassen worden war. Er konnte ein »Führungs-Attest« vorlegen, aus dem hervorging, dass er sich stets gut und ordentlich betragen hatte. Da keine weiteren Interessenten bekannt wurden, einigte man sich mit ihm auf die Einstellung als »Feldschütze« mit einer Probezeit von sechs Monaten.

Dieser Vertrag musste noch vom Landrat bestätigt werden, und so wurde die Anstellungsurkunde am 17.5.1838 vom königlichen Landrat Christian Friedrich von der Mosel ausgestellt:

Bestallung

Der königliche Landrat des Kreises Cleve – nach Einsicht des Gesetzes vom 28. September/6. October 1791 und des Regierungsbeschlusses vom 5ten fructidor Jahres IX¹, sowie nach Anhörung des G[emeinde]rathes von Till dessen protokollarischer Erklärung vom 11ten April zufolge – ernennt zu der Feldhüterstelle in der Bürgermeisterei Till den gedienten Unteroffizier Gerhard Janssen aus Cleve.

1 Datum nach dem französischen Revolutionskalender, entspricht dem 22.08.1801.

Der nun ernannte Feldhüter wird sich demnach allen durch die bestehenden Gesetze und Verordnungen ihm obliegenden Verrichtungen willig unterziehen, und dafür die mit dieser Stelle verbundenen Benefizien² genießen; vor seinem Dienstantritt aber sich durch das Friedensgericht des Kantons³ Cleve vereiden und daß es geschehen, hierunter vermerken lassen, indem erst von diesem Zeitpunkt an die gegenwärtige Bestallung ihre vollkommene Gültigkeit erhält.⁴

Was war die Aufgabe eines Feldhüters? Ihm oblag die Sicherheit in Flur und Feld. Er sollte Diebstähle und Schäden an der Feldfrucht verhindern.⁵ Auch hatte er für die Einhaltung der Feldordnung zu sorgen. Verordnungen aus dem Amt Till oder der Stadt Kleve habe ich nicht gefunden; daher wird als Beispiel die neue »Feld-Polizei-Ordnung« der Gemeinde Vrasselt aus dem Jahr 1865 zitiert. Sie war kurz und knapp, denn es waren nur wenige Paragraphen, in denen alles Wichtige gesagt wurde:

§ 1

Alles Vieh, welches auf fremdes Eigenthum übertritt, kann auf Antrag des Grundbesitzers oder von Amtswegen von der Polizei gepfändet werden. Der Besitzer des gepfändeten Viehes zahlt für den Pfänder für jedes Stück zehn Silbergroschen, jedoch soll das Pfandgeld den Betrag von Einem Thaler nicht übersteigen, falls nicht für Hülfeleistung baare Auslagen nachgewiesen werden. Den Mehrbetrag an Auslagen für Einfangen und Fütterung, so wie etwa vom beschädigten Grundbesitzer geforderte Entschädigung sind besonders zu zahlen. Die Polizeibehörde ist befugt, von dem gepfändeten Vieh so viel, als zur muthmaßlichen Deckung der, durch Verfügung festzusetzenden Pfändungsgebühren und Fütterungskosten erforderlich ist, so lange im Pfandsfalle zurückzuhalten, bis diese an das Bürgermeister-Amt gezahlt sind. Wird nach Ablauf von 8 Tagen das Vieh vom Besitzer trotz Auf-

2 Einkünfte, Vergünstigungen

3 Französische Verwaltungseinheit (Friedensgerichtsbezirk)

4 Die Vereidigung des G. Janssen muss vom Friedensgericht unter diese Bestallung vermerkt werden, damit die Bestallung ihre Gültigkeit erhält.

5 Vgl. Pierer's Universal-Lexikon. Bd. 6, Altenburg 1858, S. 172.

forderung nicht zurückgenommen oder der Besitzer nicht ermittelt, so soll das gepfändete Vieh öffentlich verkauft und der Erlös, nach Abzug der Gebühren und Kosten, in das gerichtliche Depositum abgeliefert werden.

§ 2

Das Kuhhüten auf Grundstücken und Wegen der Gemeinden ist ohne polizeiliche schriftliche Erlaubniß, die beim Hüten mitzuführen ist, nicht gestattet, im offenen Felde aber nur mit Genehmigung des Grundbesitzers. Wie viel Vieh auf öffentlichen Wegen und Plätzen gehütet werden darf, bestimmt der Bürgermeister und Gemeindevorsteher, je nach dem Futtervorrathe, doch soll in der Regel nur für eine Kuh Erlaubniß ertheilt werden. Wenn die polizeiliche Erlaubniß auf Grund dessen, daß er sein Vieh anderweit zu ernähren nicht im Stande ist, ertheilt werden soll, bestimmt der Gemeindevorstand, ebenso in jedem Jahre, wann mit dem Hüten begonnen werden darf. Vieh, welches erweislich böse ist und stößt, oder sonst vom Hüter nicht geleitet werden kann, darf auf öffentlichen Plätzen nicht gehütet werden, und ist jeder Viehbesitzer für seinen Hüter verantwortlich. Beim Hüten muß das Vieh stets an Stricke geführt werden.

§ 3

Das Grünen in den Feldern ist ohne Genehmigung der Grundbesitzer verboten, und soll, wenn im Allgemeinen eine solche Erlaubniß ertheilt ist, auf fremden Grundstücken in den Ruhestunden der Grundbesitzer, von Mittags 12–2 Uhr nicht gegrünt werden. Die Erlaubniß ist auf Erfordern dem Polizeibeamten vorzuzeigen.

Ebenso ist das Aehrenlesen zwischen den Garben und das Kartoffellesen auf nicht abgeernteten fremden Feldern vor Sonnen-Aufgang und nach Sonnen-Untergang verboten.

§ 4

Niemand darf Hecken oder sonstigen Verschuß von Weiden und Feldern, durch welche Wege führen, absichtlich oder fahrlässiger Weise offen stehen lassen, so daß das Vieh austreten kann.

§ 5

Wer gegen die Bestimmungen der obigen Verordnung (§ 2-4) handelt, verfällt in eine Polizeistrafe von 10 Silbergroschen bis 3 Thalern oder verhältnißmäßige Gefängnißstrafe.

Gegenwärtige Feld-Polizei-Ordnung, welche auch durch Aushang am Bürgermeister-Amt und ortsüblichen Ausruf bekannt gemacht wird, tritt 8 Tage nach Erscheinen des sie aufnehmenden Kreisblatts in Kraft.

Am 1. Dezember 1838 kann der Bürgermeister dem Landrat melden, dass der Flurhüter Gerhard Janssen sich bisher sehr gut verhalten habe und weder in dienstlicher noch moralischer Hinsicht sich etwas zu Schulden habe

Handwritten document on aged paper. At the top right, it says 'Kreis: 21. XII 38'. In the top left, there are some faint notes: '20 Silbergroschen', 'den 18. Dec. 1838', 'K. M. Janssen', and '77/12 38'. The main body of text is written in a cursive hand and reads: 'Der Flurhüter Gerhard Janssen zu ... hat gemäß ... 18. Dec. d. J. 6 monatlich ... Zeit zu ... Gefährdung ...; er stellt ... dieser ... wie seiner ... Stellung in ... sein ... über; das bleibt ... immer ... auf ... angefallen, welches ... weiß ... erfolgen ...'. At the bottom right, it is dated '18 Dec. 1838.' and signed 'Der Landrat.' followed by a signature that appears to be 'W. K. ...'.

Der Landrat bewilligt die Festanstellung des Gerhard Janssen, 18.12.1838.

kommen lassen. Es wird um definitive Anstellung des Janssen gebeten. Die Antwort des Landrats von der Mosel vom 18. Dezember 1838 lautete: *Der Feldhüter Gerhard Janssen zu Till hat gemäß Fleiß-Bericht vom 1 d. Mts. die 6 monatliche Probezeit zu Ihrer Zufriedenheit wohlbestanden. Er tritt daher nunmehr aus seiner einstweiligen Stellung in eine festere über, doch bleibt derselbe immer nur auf Rückgang angestellt, welches sie ihm nicht vorenthalten wollen.*

In der Bestallungsurkunde wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Anstellung nur vorläufig sei – unabhängig von der ausbedungenen Probezeit. Janssen stand nicht auf der Versorgungsliste für Militärintaliden, auch hatte seine Dienstzeit weniger als 12 Jahre betragen. Er musste daher immer – auch nach Festanstellung – damit rechnen, dass ein sogenannter Versorgungsberechtigter Anspruch auf diese Stelle erheben könnte und er diesen Anspruch anerkennen müsste.

1853 wird Gerhard Janssen in den Akten zum letzten Mal erwähnt. Aus einer tabellarischen Aufstellung des Bürgermeisters für den Landrat ist zu entnehmen, dass er noch immer als Feldhüter in Till beschäftigt war. Man war mit ihm zufrieden: Sein Betragen sei gut, und er sei pünktlich. Es ist jedoch ausdrücklich vermerkt, dass Feldhüter Janssen nur auf »auf Kündigung« angestellt war, also nicht den Status eines Beamten auf Lebenszeit erlangen konnte.

1861 versuchte Gerhard Janssen, seine Katstelle in Hasselt zu veräußern. Anscheinend ist es ihm jedoch nicht gelungen, denn am 10.10.1862 erscheint folgende Anzeige im »Clevischen Volksblatt«. Das Original ist leider so blass und schlecht, dass es hier nicht abgedruckt werden kann. Der Text lautet: *Am Sonntag den 27. October, nachmittags um 2 Uhr, am Hause des Schenkwrths Johann Heynen an der Pünt bei Bedburg, läßt der zu Schneppenbaum wohnende Polizeidiener Gerhard Janssen seine zu Hasselt an der Chaussee gelegene Kathstelle, bestehend aus Haus, Garten und Ackerland, groß 1 pr. Morg., auf 6 Jahre öffentlich verpachten.*

Cleve

Hopmann, Notar



Haus Rosendal war Wohnsitz des Klever Landrats von der Mosel.

Danach tritt Gerhard Janssen in den Akten der Bürgermeisterei Till nicht mehr in Erscheinung.

Seinerzeit war Christian Friedrich von der Mosel (geb. 22.8.1779, verst. 4.11.1858) Landrat zu Kleve. Dieses Amt übte er von 1816 bis zum 1.7.1846 aus. Landrat von der Mosel war Eigentümer des Hauses Rosendal in Hasselt.

Im Berichtszeitraum waren die Bürgermeistereien Grieth und Till in Personalunion verbunden. Der gemeinsame Verwaltungssitz befand sich in Wis-sel. Der Bürgermeister hieß Wilhelm Fraise. Nach seinem Tod, am 26.6.1839, erfolgte wieder eine getrennte Besetzung der Bürgermeisterstellen Grieth und Till. Die Bürgermeisterei Till verwaltete bis 1873 Carl Hausmann.

Quellen

Gemeindearchiv Bedburg-Hau, BT 1184 (Personalien des Feldhüters Gerhard Jansen) zeit.punktNRW (Zeitungsportal NRW), URL: <https://zeitpunkt.nrw/ulbbn/periodical/titleinfo/4173003> (22.03.2019)

Tierische Schiedsrichter

PETER THOMAS

In Preußen war bis weit ins 18. Jahrhundert – vor dem Anbau der Kartoffel ab 1756 – Getreide das Hauptnahrungsmittel aller Bewohner in den Städten und auf dem Land.

Getreide muss, im Gegensatz zur Kartoffel, noch aufwendig aufbereitet werden, um es dem menschlichen Verzehr zuführen zu können. Die wichtigste und arbeitsaufwendigste Arbeit besteht im Dreschen der Garben, d. h. die einzelnen Getreidekörner müssen aus den Ähren entfernt werden. Das war eine Arbeit, die in den Wintermonaten durch Knechte und Tagelöhner in Handarbeit mit dem Dreschflegel erledigt wurde.

Findige Menschen kamen daher schon frühzeitig auf die Idee, diese Schwerstarbeit durch Maschinenkraft zu ersetzen, denn dadurch könnten erhebliche Sparpotenziale erreicht werden.

So berichtete das »Landwirthschaftliche Wochenblatt für das Grossherzogthum Baden« vom 31.1.1840 über eine Erfindung des Vitus Ugazy: *»Die Maschine kann sowohl für den Betrieb von Menschenkraft wie auch für den Zug eines Pferdes, oder, wo es möglich ist, auch für den Antrieb eines Wasserrades eingerichtet werden. Im ersten Falle wird sie von zwei Männern betrieben, im zweiten und dritten Falle aber auch ohne Menschen, bloß durch 1 Pferd oder durch Wasserkraft in Betrieb gesetzt. Dabei sind drei Handarbeiter ausreichend, um die Fruchtgarben einzulegen und das gedroschene Stroh zu entfernen.*

Bei Einsatz der Menschenkraft kann die Maschine die bisherige Arbeit von 12 Männern ersetzen; soweit ein Pferd oder die Wasserkraft die Maschine antreibt, können 24 Handarbeiter eingespart werden. Dabei lässt sich die Maschine flexibel an jedem gewünschten Standort aufbauen und beliebig vergrößert oder verkleinert werden. Aufgrund ihrer einfachen mechanischen Struktur lässt sie sich

**Eiserne transportable Dreschma-
schienen sind zu haben bei
G. Gerats Erben in Cleve.**

Anzeige im »Bürger-Blatt für die Kreise Rees, Borken und Cleve«, 07.12.1854

In der
Eisengießerei zu Cleve
werden
transportable und feststehende
Dreschmaschinen
angefertigt,
für solide und dauerhafte Arbeit wird garantiert.
Cleve, im December 1854.

Anzeige im »Bürger-Blatt für die Kreise Rees, Borken und Cleve«, 17.12.1854

Den Herren Oekonomen und Landwirthen
zeige ich hierdurch ergebenst an, daß ich bei H.
Weyer zu Duffelt an der Kapelle eine ganz
neue
Dreschmaschine
haben habe. Dieselbe wird auf Verlangen der
Kaufwilligen zu jeder Zeit auf die Probe gestellt,
und kann sich deshalb ein Jeder von der ganz
vorzüglichen Zweckmäßigkeit und Echtheit über-
zeugen.
Cleve im August 1855.
Erben G. Gerats,
P. A. Krüll.

Anzeige im »Bürger-Blatt für die Kreise Rees, Borken und Cleve«, 16.8.1855

günstig herstellen und soll eine Haltbarkeit von 15–20 Jahren haben.

Zusätzlich zu der eingesparten Zeit (das Gesinde oder die Tagelöhner können nun für andere Winter-Arbeiten abgestellt werden) verbucht der Landwirt einen höheren Ertrag, denn erfahrungsgemäß verblieben 10 bis 20 % der Feldfrüchte durch schlechten manuellen Ausdrusch in den Ähren zurück und wurden der Verwesung überlassen.»

In den 1850er Jahren war es dann auch im Kreis Kleve soweit. Es wurden Anzeigen geschaltet, die auf Dreschmaschinen hinwiesen, die zu den Höfen gebracht werden konnten, um dort ihre Arbeit zu verrichten.

Stimmt es denn, dass 10–20 % der Körner im

Stroh verbleiben und damit verlorengelassen? Kann es auf der anderen Seite denn sein, dass die Maschine ohne Verlust arbeitet? Auskunft hierzu gibt Ihnen die nachfolgende kleine Geschichte, die am 19. November 1856 im »Clevischen Volksblatt« veröffentlicht wurde: »Bei wichtigen Neuerungen höre ich gerne alle Meinungen, sie kommen, woher sie wollen. Ich habe daher auch über die Einführung der Dreschmaschinen alles gründlich erwogen, was dafür und dawider vorgebracht wurde, und kam zu dem Schlusse: Sie seien gut. Man beschleunigt die Arbeit, man verwohlfeilt den Wochenlohn und also auch das Getreide, man spart Hände und kann diese auf Drainiren und andere Bodenverbesserungen verwenden. Ich wollte eben dieses Ergebniß schriftlich zusammenstellen und trug es im Kopfe über den Hof, als ich da die Gänse und Hühner neben dem Stroh stehen sah, welches eben von der Dreschmaschine herausgetragen wurde. Es gibt keine besseren Controlleure und Arbeitsrichter beim Dreschen, als die Gänse und Hühner, und ich zog sie immer zu Rathe, wenn ich die genaue, fleißige Arbeit der Drescher beurtheilen wollte. Vielleicht wird dieser Wink auch von andern Landwirthen benutzt. Sie werden dann sehen, wie die Gänse über das von schlechten oder klugen Arbeitern ausgedroschene Stroh herfallen und die Aehren untersuchen. Sind recht viele Körner drin geblieben, weil die klugen Drescher leichter auf ihr Maß kommen, wenn sie die Aehren nur halb ausklopfen, denn die Hälfte kommt schon in einem Viertel der Zeit heraus, die andere Hälfte erst in drei Vierteln der Zeit, sind recht viele Körner im Stroh geblieben, dann fangen die Gänse an, die Drescher zu loben, und es erhebt sich ein Geschnatter, das umso heller schmettert, je mehr die Flegel den Gänsen übrig ließen. Nun kommen auch die Hühner und glücken die Jungen herbei und der Haushahn stößt in die Trompete und bläst zum Angriff. Es geht lustig und laut her.

Kommt einige Zeit darauf der Hausherr, reibt sich die schläfrigen Augen und untersucht das Stroh, dann ist es leer und er lobt die schon von Gänsen und Hühnern gelobten Drescher, und alle sind zufrieden; auch die Hausfrau, deren Geflügel von selbst fett wird und Eier legt in die Millionen. Weil ich nun weiß, welchen Antheil die Gänse und Hühner am Dreschen haben, und welche feine Urtheilskraft

darüber in ihnen verborgen liegt, so betrachtete ich diese Controlleure neben den Dreschmaschinen, was sie dazu schnattern und glucken würden. Diese aber sagten gar nichts dazu. Die Hühner stiegen darauf herum wie auf einem Reisigbündel und guckten und kletterten wieder herab und schlichen davon, als wären sie alle krank und hätten den Pips. Die Controll-Gänse streckten die Hälse und wackelten bedächtig herbei und streckten die Schnäbel da hinein und dort, raschelten darin herum und zogen die Aehren durch den gelben Schnabel und schüttelten mit dem Kopfe und standen eine Weile; dann sahen sie einander verlegen an, hoben das eine Auge zum Himmel, dann das andere, fuhren wieder mit dem Schnabel in den Haufen, zogen ihn leer heraus, dachten wieder eine Weile nach, wendeten sich dann verächtlich um, zogen den einen Fuß in die Höhe und standen, zogen den anderen Fuß in die Höhe und standen, steckten den Kopf unter den Flügel, was bei den Gänsen dasselbe ist, als wenn sich ein verlegener Mann hinter den Ohren kratzt, und schlichen endlich still davon.»

Heute werden in Deutschland keine besonderen Dreschmaschinen mehr verwendet. Deren Arbeit haben Mähdrescher seit den 1950er bis 1960er Jahren übernommen.

Quellen und Literatur

Clevisches Volksblatt, 19.11.1856, URL: <https://zeitpunkt.nrw/ulbbn/date/day/4173003?d=1856-11-19> (02.11.2018).

Landwirtschaftliches Wochenblatt für das Grossherzogthum Baden, 31.1.1840 [Google Books], URL: <https://play.google.com/books/reader?id=Lv81AAAAMA AJ&hl=de&pg=GBS.PA25> (02.11.2018).

Ugazy (Uchatius), Vitus (Veit) M. (1765–1840), Techniker, Beamter und Soldat, in: Österreichisches Biographisches Lexikon, URL: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_U/Ugazy_Vitus-M_1765_1840.xml (09.07.2020)

Die Hinrichtung von Bruder Johannes Savelsberg SDS

Eine Tragödie am Katzenbuckel in Moyland im Jahre 1939

JOSEF JÖRISSEN

Am 6. Dezember 1939 starb unter tragischen Umständen Bruder Johannes Savelsberg, ein echter religiöser Pazifist. Am 28. Juni 1913 als Joseph Savelsberg in Aachen-Burtscheid geboren, trat er mit 20 Jahren der Ordensgesellschaft der Salvatorianer (SDS = Societas Divini Salvatoris) bei, erhielt den Ordensnamen Johannes und legte seine Ordensgelübde ab. Mitte 1939 folgte seine Einberufung zum Militärdienst, und Bruder Johannes wurde im September 1939 in Moyland einquartiert. Er, der katholische Ordensbruder, verurteilte mit wachsenden Bedenken die Angriffskriege. Der Stimme seines Gewissen folgend, entzog er sich seiner Einheit und versuchte mehrfach in die Niederlande zu fliehen, wurde aber aufgegriffen und als Fahnenflüchtiger vor ein Kriegsgericht gestellt. Vor Gericht bekannte er sich dazu, nicht auf Menschen schießen zu können, wohl wissend, dass er für seine Desertation zum Tode verurteilt werden würde.

Die Exekution durch Erschießen wurde am Mittag des 6. Dezember 1939 in einer Sandgrube am Katzenbuckel in Moyland vollzogen, beerdigt wurde er auf dem Friedhof in Till. Die für Mai 1940 geplante Ablegung der ewigen Gelübde konnte folglich nicht mehr stattfinden.

Soweit eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse der für uns heute schier unglaublichen Tragödie. Um aber dem selbstlosen und heroischen Handeln von Bruder Johannes Savelsberg die notwendige Anerkennung zukommen lassen zu können, möchte ich sein Leben mit den mir zur Verfügung stehenden Möglichkeiten umfassender vorstellen.



Bruder Johannes (Joseph) Savelsberg
Salvatorianer, geb. 28.6.1913 gest.
6.12.1939

Der Klosterbruder Johannes

Der am 28. Juni 1913 geborene Joseph Savelsberg wurde am 2. Juli in der St.-Johann-Baptist-Kirche in Burtscheid getauft. Seine Eltern waren Rudolf Savelsberg und Maria, geborene Emmerich. Er war kein Einzelkind, aber die Anzahl seiner Geschwister ist nicht bekannt.

Nach der Volksschule nahm er Kontakt zu den Salvatorianern auf, einer Ordensgemeinschaft, die 1881 von dem deutschen Priester Pater Franziskus Maria vom Kreuze Jordan

in Rom gegründet worden war. Die Mitglieder sollen allen Menschen das Heil verkünden, und zwar *»auf jede Weise und mit allen Mitteln, die die Liebe Christi eingibt«*; sie sollen bereit sein, allen Menschen überall auf der Welt auf jede Weise und mit allen Mitteln zu dienen; ihr Apostolat beschränkt sich also nicht auf eine bestimmte Aufgabe wie Bildung oder die Erziehung junger Menschen. Sie betonen die Universalität der christlichen Berufung auch der Laien aufgrund ihres Taufversprechens und ermutigen alle zur Mitarbeit im »Weinberg des Herrn«. Deshalb sind sie in Missionsländern vertreten, solidarisieren sich mit den Armen und Ausgegrenzten und setzen sich für die ganzheitliche Entwicklung und das Heil des Menschen in Familie und Gesellschaft ein.

Am 8. August 1932 kam der 19-jährige Joseph als Bruderkandidat in ein Kloster nach Hamont, einer Niederlassung des Ordens im Norden Flanderns in Belgien. Auf die Kandidatur folgte das Noviziat, eine einjährige Einführung in das Ordensleben. Dazu wurde er in das Eifelkloster Steinfeld geschickt, wo er am 30. April 1933 mit sechs weiteren Bruderkandidaten das Ordensgewand

und den Ordensnamen – in seinem Fall: Johannes – erhielt und das Noviziat begann. Der von Natur aus eher als zurückhaltend charakterisierte Johannes war schweigsam und unbekümmert, zugleich aber fleißig, treu und religiös engagiert. Am 31. Mai 1934 schloss Bruder Johannes sein Noviziat mit der ersten Profess ab, also dem ersten öffentlichen Versprechen, als Mitglied der Ordensgesellschaft arm, ehelos und gehorsam entsprechend den Konstitutionen (= Ordensregeln) leben zu wollen.

Zwei Monate später wurden Bruder Johannes neue Aufgaben in der ordenseigenen Niederlassung in Welkenraedt bei Eupen übertragen. Nach einem weiteren Jahr kam er in das Salvator-Kolleg Klausheide bei Paderborn und verrichtete dort überwiegend häusliche Tätigkeiten, bevor er sich von September bis Dezember 1938 einer Schulung als Infanterist in Detmold im Rahmen der militärischen Ausbildung unterziehen musste. Während einer Unterbrechung des Wehrdienstes erneuerte Bruder Johannes seine Ordensgelübde am 17. Dezember 1938.

Der Soldat Johannes

Mitte 1939 erfolgte seine Einberufung zum Militärdienst. Adolf Hitler hatte bereits mit der Mobilmachung seiner Armee für den Einfall in Polen am 1. September 1939 begonnen. Entlang der Westgrenze Deutschlands gingen deutsche Einheiten in Stellung. Bruder Johannes versah seinen militärischen Dienst zunächst in Münster, wurde dann aber nach Moyland verlegt. Als Quartiere standen neben der Moyländer Schule auch einige Moyländer Bauernhöfe zur Verfügung.

Der Militärdienst rief bei Bruder Johannes immer größere Bedenken gegen den Krieg und insbesondere gegen die bevorstehenden Angriffskriege hervor. Diese Gedanken nagten an seinem Gewissen. Er, der Salvatorianer, konnte sich nicht vorstellen, auf Menschen zu schießen. Deshalb verließ er wiederholt seine Einheit und versuchte, durch den Reichswald in die Niederlande zu flie-



Die von Zeugen benannte Hinrichtungsstätte am Katzenbuckel 2020

hen. Wie in den Militärdokumenten, die den Zweiten Weltkrieg unverseht überstanden haben, nachzulesen ist, wurde Bruder Johannes am Sonntag, dem 3. Dezember 1939, an der Grenze zu den Niederlanden festgenommen und zu seiner Flucht befragt. Im Wissen um die Konsequenzen gab er dennoch die Fahnenflucht zu. Damit drohte ihm das Unheil, als Deserteur von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt zu werden. Wehrmachtspfarrer Weber stand Bruder Johannes in seinen letzten Stunden bei und verrichtete auch die letzten Gebete an seinem Grab. Er hatte nach Abschluss der Vernehmung zunächst mit Bruder Johannes und anschließend über drei Stunden mit dem Vorsitzenden des Kriegsgerichtes gesprochen. Der Versuch, mildernde Umstände zu finden, die es ermöglicht hätten, die Todesstrafe durch eine andere Bestrafung ersetzen zu können, scheiterte, zumal Bruder Johannes die ihm im Prozess

nahegelegte Behauptung, er habe sich im Reichswald verlaufen, kategorisch ablehnte. Er, der Salvatorianer, wollte keine Falschaussage machen und auch nicht an diesem Krieg mitschuldig werden.

Die Verurteilung zum Tode

So wurden ihm die bürgerlichen Rechte entzogen, und dem Kriegsgesetz gemäß wurde er am 5. Dezember 1939 zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde durch den Oberbefehlshaber der 6. Armee noch am gleichen Tag bestätigt. Die Exekution durch Erschießen fand gegen Mittag des 6. Dezember 1939 in einer von Wald umgebenen Sandkuhle am Katzenbuckel in Moyland statt.

Der für den Salvatorianer zuständige Wehrmachtspfarrer schrieb auf Wunsch von Joseph Savelsberg am 7. Dezember einen Brief an seine Eltern. Er erläuterte das Geschehen und die näheren Umstände, die zu seinem Tod geführt hatten. Gleichzeitig sprach er ihnen Trost zum schweren Verlust ihres Sohnes zu.

Einige Tage später erhielt der Hausobere im Salvator-Kolleg Klausheide die Mitteilung, dass Bruder Johannes am 5. Dezember wegen Fahnenflucht verurteilt worden war. Über das Verfahren und die Exekution wurde nichts mitgeteilt. Am folgenden Mittwoch, dem 13. Dezember 1939, zelebrierten die Salvatorianer in ihrer Hauskapelle in Klausheide ein feierliches Requiem für den Verstorbenen.

Die Wehrmacht ließ das Ableben von Joseph Savelsberg nicht im Standesamt des Amtes Till registrieren, sondern in Nordhorn. Gemäß dem Totenverzeichnis der Pfarrgemeinde Sankt Vincentius Till wurde Joseph Savelsberg, »Klosterbruder im Salvatorkolleg Klausheide-Senne bei Paderborn«, am 6. Dezember 1939 auf dem Friedhof nahe der Kirche beigesetzt. Anfangs stand kein Kreuz auf dem Grab, als aber Emil Schepers, der Sohn des Dorfschreiners, zum ersten Mal als Soldat auf Urlaub heimkam, stellte er ein hölzernes Kreuz mit dem Namen des Verstorbenen auf das Grab.

Zeugen berichten über die Tragödie

Das Geschehene hinterließ bei den Bürgern aus Till-Moyland einen tiefen Eindruck, denn bis in die Gegenwart ist der tragische Tod von Joseph Savelsberg bei den älteren Bürgern in Erinnerung geblieben. Er war allen bekannt als Joseph Savelsberg, doch niemand wusste, dass er Ordensbruder war.

Der damals 14-jährige Bernhard Jacobs, dessen Vater dem Schmiedehandwerk nachging und dessen Mutter die Gaststätte »Zur Dorfschmiede« betrieb, kannte die in Moyland einquartierten Soldaten, die oftmals tagüber in die Gaststätte einkehrten. Auch Joseph Savelsberg, der eher stille und zurückhaltende Soldat, war meist dabei. Bernhard Jacobs hatte ihn, wann immer auch die Rede auf das Thema Krieg kam, reden hören, *»dass er nicht auf Menschen schießen könnte«*.

Er erinnerte sich auch daran, dass an einem Tag im Dezember 1939 ein Lastwagen vor dem Eingang zum Friedhof hielt. Neugierig, wie er war, verfolgte er das Geschehen. Die Soldaten luden einen Sarg ab und trugen ihn auf den Friedhof. Es war eine schlichte Kiste aus hölzernen Brettern. Der Junge war äußerst erschrocken, als er sah, dass Blut aus dem Sarg tropfte. In Anwesenheit eines Militärpfarrers wurde der Sarg in die Erde gelassen; ein Kreuz, wie es sonst üblich war, wurde nicht aufgestellt.

Heinrich Bream war damals Messdiener in Till. Der Pfarrer hatte ihn am Tag des Begräbnisses von Bruder Johannes nach der Morgenmesse gebeten, sich zur Verfügung zu halten, denn es würde an diesem Tag noch ein Begräbnis anstehen. Die späte Mitteilung durch den Pfarrer war für ihn etwas befremdend, doch nachher verstand er das Ganze. Wahrscheinlich war der Pfarrer kurzfristig informiert worden und der Meinung, einen Messdiener zu benötigen; dagegen aber wandte sich das Militär, denn es war nicht an unnötigen Zeugen interessiert.

Die Kameraden von Joseph Savelsberg erzählten den Dorfbewohnern von den Ereignissen und von dem Begräbnis. So erfuhren sie, dass Joseph Savels-



Die Grabplatte auf dem Donsbrügger Ehrenfriedhof

berg mehrere Versuche unternommen hatte, über die Grenze zu fliehen. Sie berichteten auch, dass die Mitglieder des Kriegsgerichts versucht hatten, den jungen Soldaten zu retten, indem sie ihm den Satz »*Ich habe mich im Wald verlaufen*« in den Mund legen wollten, dieser sich jedoch weigerte, darauf einzugehen. Er ließ in der Sitzung des Kriegsgerichts erkennen, dass er es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, gegen das katholische Polen zu Felde zu ziehen. Nach Aussage der Kameraden von Joseph Savelsberg sollen die Mitglieder des Kriegsgerichts von den Antworten des Angeklagten stark beeindruckt gewesen sein, aber mehr noch von seiner anschließenden Hinrichtung, so dass sie sich – wohl aufgrund von Gewissensbissen – gründlich betrunken haben sollen; ebenso taten dies die an der Exekution beteiligten Soldaten.

Im Oktober 1948 erfolgte die Exhumierung, und der Leichnam wurde durch den Volksbund Deutscher Kriegsgräber zum Ehrenfriedhof nach Donsbrüggen überführt, wo zivile Kriegsoffer und Soldaten begraben liegen. Auf

einer der Gedenkplatten des auf dem Friedhof befindlichen Gedächtnisraumes findet sich der Eintrag »Jos. Savelsberg«.

Die späte Rehabilitation

War Bruder Johannes zu brav und zu unerfahren, um sich in der Armee zu rechtzufinden, wie es von einem Soldaten in der damaligen Zeit erwartet wurde, oder muss man bei ihm eine gewaltfreie Gesinnung als treibende Kraft erkennen, die allerdings im Zweiten Weltkrieg noch obsolet, das heißt nicht akzeptabel und aner kennenswürdig war?

Bruder Johannes Savelsberg war kein Einzelfall, was seine Fahnenflucht und seine Verurteilung zum Tod anbelangt. Nachdem Hitler seinen Angriffskrieg begonnen hatte, wurden von der Militärjustiz mehr als 30 000 Todesurteile gegen Fahnenflüchtige, Wehrdienstverweigerer und sogenannte »Wehrkraftzersetzer« ausgesprochen, von denen mehr als 20 000 auch vollstreckt wurden. Zusätzlich wurden rund 100 000 Zuchthausstrafen vollzogen.

1990 wurden durch Ludwig Baumann, selbst deutscher Wehrmachtsdeserteur und später überzeugter Friedensaktivist, und weiteren 40 noch lebenden Wehrmachtsdeserteuren und einigen Wissenschaftlern und Historikern die »Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz« gegründet. Ziel dieser Vereinigung war es, die Aufhebung der Unrechtsurteile gegen »Wehrkraftzersetzer« und Fahnenflüchtige durchzusetzen und deren vollständige Rehabilitation zu erreichen. Ludwig Baumann, der als Experte den Beratungen über diesen Sachverhalt in Bundestagsausschüssen beiwohnte, trug wesentlich dazu bei, dass im Jahre 1998, also gut 50 Jahre nach Kriegsende, der Deutsche Bundestag alle Unrechtsurteile der NS-Zeit durch ein Gesetz aufhob. Das bedeutete gleichzeitig, dass alle Unrechtsurteile aus dem Strafregister der betroffenen Personen gelöscht wurden. Überlebende erhielten auf diese Weise auch eine finanzielle Wiedergutmachung in Form einer Rente. Erst 2002 wurde das Gesetz in der Weise geändert, dass nun auch die nationalsozialistischen Unrechtsurteile

der Militärgerichte gegen Fahnenflüchtige der Wehrmacht aufgehoben wurden. Damit wurde auch Joseph Savelsberg schließlich rehabilitiert. Ludwig Baumann ist übrigens 2018 im Alter von 96 Jahren gestorben.

Heute findet in jedem Jahr eine Kundgebung auf dem Ehrenfriedhof in Donsbrüggen statt, bei der Vertreter der beteiligten Kommunen und der christlichen Gemeinden beiderseits der deutsch-niederländischen Grenze, der Synagoge von

Nimwegen, des Freiheitsmuseums Groesbeek und des Friedenszentrums Nimwegen, des Vereins »Buren ohne Grenzen«, der Bundeswehr und von Pax Christi sowie Vertreter weiterer Verbände der dort beigesetzten Soldaten gedenken; dabei wird auch immer an den Salvatorianer Bruder Johannes erinnert.

Dank

Der Geschichtsverein Bedburg-Hau und der Verfasser bedanken sich bei Pater Michael Overmann SDS, General- und Provinzarchivar, München, für die fachliche Beratung und Unterstützung bei der Erstellung dieses Aufsatzes.



Gedenktafel mit dem Nameneintrag in der Krypta auf dem Ehrenfriedhof in Kleve-Donsbrüggen

Literatur

- Gestüsen, Josef: Gedenken für Josef Savelsberg, unveröffentlichtes Redemanuskript, gehalten am 8.5.2001 auf dem Ehrenfriedhof in Donsbrüggen.
- Moll, Helmut: Johannes Savelsberg. Religiöser Pazifist (1913–1939). In: Internetportal Rheinische Geschichte, URL: <https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Personlichkeiten/johannes-savelsberg/DE-2086/lido/57c942d783d9e4.63465368> (11.07.2019).
- Moris, Johann: Broeder Johannes Savelsberg SDS (1913–1939). In: Inter Nos 35 (1999), S. 203–209.

Feste im Jahreskreis – Teil 2

RIA VALENTIN

Im letzten »Geschichtsbrief« wurden die Feste und Bräuche vom Advent bis Neujahr beschrieben, wie ich diese Zeit in den 50er Jahren erlebt habe. In diesem zweiten Teil folgen die Feste und Feiern, die sich im Jahreskreis vom Karneval bis Christi Himmelfahrt anschließen.

Karneval

Kaum war die Weihnachtszeit vorbei, richteten sich unsere Gedanken auf den nächsten Höhepunkt im Jahr: Karneval.

Karneval zu feiern hat im Kleverland eine lange Tradition. Ich kann mich aber nicht an Umzüge in den fünfziger Jahren erinnern. Für uns Kinder war eine Verkleidung wichtig. Unsere Kostüme bestanden oft aus Kleidern der Erwachsenen. So zurechtgemacht zogen wir durchs Dorf und sangen vor den Haustüren *»Heiße Fasteloawend, wej komme nij t'Hüss vörr Oawend.«* Meistens wurde die Haustüre geöffnet, und wir bekamen Süßigkeiten, ein Karnevalsgebäck oder einen Groschen, bei den Bauern sogar manchmal ein Würstchen vom gerade geschlachteten Schwein oder ein Ei. Blieb die Tür verschlossen, sangen wir: *»Dat Hüss, dat stett op enne Penn, doar wohne grote Seijkers drin!«*

Im Pfarrheim gab es in den 50er Jahren Tanzveranstaltungen für die Jugendlichen ab 18 Jahren, und zwar unter der Aufsicht von »Onkel Hermann« Basten. Die Musik kam von Schallplatten, oder Herr Dahlberg, der Organist, spielte auf dem Akkordeon die gängigen Karnevalsschlager, deren Texte wir fast alle mitsingen konnten, denn sie waren oft im Radio zu hören. Alkohol gab es hier natürlich nicht.



Karneval 1952

Ich meine mich zu erinnern, dass in Hasselt in der Gaststätte Gründgens damals Möhnebälle stattfanden, später auch im Gesellschaftshaus der Klinik und im Hotel Bollinger in Kleve sowieso. So einen Ball bei Bollinger habe ich einmal mit meiner Schwester besucht. Sie wollte dort Kollegen überraschen. Es war ein Gedränge und Geschiebe im ganzen Haus. An Sitzplätze war gar nicht zu denken. Wir hatten Mühe, dass wir uns nicht aus den Augen verloren, und hielten es nicht lange aus. Einmal, aber nie wieder!

In den meisten Gaststätten in der Umgebung wurde Karneval gefeiert. Auch in der Schule durften wir in Kostümen erscheinen, und es wurde nur locker unterrichtet. Luftschlangen waren erlaubt, Konfetti war aber wegen der dann aufwendigen Reinigung der Räume streng verboten.

Im Gesellschaftshaus der Klinik fanden schon bald nach dem Krieg Betriebsfeste statt. In Begleitung und unter Aufsicht meiner Schwester Hilde durfte ich als 18-Jährige das erste Mal an so einem Kostümfest teilnehmen. Das war für mich ein tolles Erlebnis. Die Getränke waren damals sehr preiswert. Eine Flasche Wein kostete so um die 2 DM. Kein Wunder, dass sehr

viel Alkohol getrunken wurde. Oben auf der Empore war eine Bar eingerichtet, wo der Sekt zu fortgeschrittener Stunde in Strömen floss. Manch einer verirrte sich nach der Veranstaltung auf dem Klinikgelände. Es wurden viele Büttensreden gehalten, und der Männerchor trat als Bajazzos verkleidet auf. Getanzt wurde zu Live-Musik von der hauseigenen Kapelle unter der Leitung von Jan Dahmen. Beliebte Karnevalsschlager waren »Wer soll das bezahlen?«, »Der schönste Platz ist immer an der Theke« oder »Wir kommen alle in den Himmel«. Beendet wurde so ein Fest mit dem Lied »Am Aschermittwoch ist alles vorbei«.

Sehr beliebt war die Übertragung von »Mainz bleibt Mainz« im Fernsehen, die freitags vor Karneval gesendet wurde. Man lud sich Freunde ein und machte es sich mit einer Flasche Wein vor dem Fernseher bequem.

Am Rosenmontag, der kein gesetzlicher Feiertag ist, nahm sich damals fast jeder frei, und das ist wohl auch heute noch so. Man sah sich im Fernsehen die Umzüge in den Hochburgen des Karnevals in Mainz und Köln an. Später fuhren wir nach Goch oder Kleve, um dort die Züge live zu erleben. In Stimmung kam man durch Getränke, die von zu Hause mitgebracht wurden.

Der erste Karnevalsumzug hier in Bedburg-Hau fand 1973 statt; er zog vom Rosendaler Weg bis zur Schule in Hasselt.

In manchen Orten fiel das »Ewige Gebet« (ununterbrochene Anbetung Christi in der Eucharistie) auf den Karnevalssonntag. Dann durfte nicht gefeiert werden. Aber man wusste sich zu helfen. Karneval fand einen Sonntag vorher statt.

Valentinstag

Heute spielt der Valentinstag, auch der Tag der Verliebten genannt, eine große Rolle. Es ist der Gedenktag des hl. Valentinus am 14. Februar. Schon im Mittelalter schenkten junge Männer der Angebeteten an diesem Tag Blumen. In England wurde es im 18. Jahrhundert Brauch, dass sich Verliebte Grußkarten

schickten oder Geschenke machten. Durch Auswanderer gelangte die Idee nach Amerika. Von da verbreitete sie sich im 19. Jahrhundert schnell weltweit und wurde besonders von Geschäftsleuten aufgegriffen. Bei uns am Niederrhein kannte man den Brauch, sich an diesem Tag Blumen oder Pralinen zu schenken, in den fünfziger Jahren noch nicht.

Fastenzeit

Am Aschermittwoch war dann »alles vorbei«, wie es im Lied heißt. Dieser Tag war und ist ein Fast- und Abstinenztag. Man ging in die Abendmesse und bekam das Aschekreuz auf die Stirn gezeichnet (Asche von geweihten Palmzweigen des Vorjahres). Am Aschermittwoch beginnt die 40-tägige Fastenzeit, eine Zeit der Besinnung, Umkehr und Buße.

Das Fasten wurde noch sehr ernst genommen. Wir Kinder verzichteten auf Süßigkeiten. Sie wurden in einem Glas gesammelt.

Zu Palmsonntag schmückten wir einen Stock mit Buchsbaumzweigen und bunten Schleifen. Den trugen wir stolz zur Kirche, wo er gesegnet wurde. Dieser Brauch soll an den Einzug des Heilands in Jerusalem erinnern. Eine »Palmmöss«, einen Vogel aus Hefegebäck, der auf die Spitze des Stocks gesteckt wird, kannten wir als Kinder nicht. Die Palmzweige wurden später zu Hause hinter das Kruzifix und ans Weihwasserkesselchen gesteckt. Auch im Stall bei den Tieren wurden sie angebracht, und im Garten steckte man sie in die Erde. Sie sollten vor Gewitter, Feuer und anderem Unheil schützen.

Während der Fastenzeit fanden jeden Freitagabend Predigten statt, die von einem auswärtigen Geistlichen gehalten wurden, schön getrennt für Männer, Jungmänner, Frauen und Mädchen.

Natürlich nahm man an allen Liturgien am Gründonnerstag und Karfreitag teil und an den Kreuzwegandachten und Betstunden. Spannend fand ich als Kind immer, wenn die Glocken nach dem Gloria in der Abendmesse am Gründonnerstag verstummten. Man sagte uns: Sie fliegen nach Rom.

Darunter konnte ich mir absolut nichts vorstellen. Es bedeutete, dass während der Liturgie mit Holzraseln geklappert wurde. Außerdem verstummte die Orgel.

Der Karfreitag ist ein Fast- und Abstinenztag. Öffentliche Veranstaltungen zur Unterhaltung waren und sind gesetzlich verboten. An diesem Tag aßen wir Reibekuchen, Fisch oder Pöfferkes (Krapfen aus Hefeteig).

Die Karfreitagsliturgie dauerte immer sehr lang, denn es wurde die ganze Leidensgeschichte Jesu vorgelesen. Außerdem mussten alle Gläubigen in einer Prozession zum Kreuz im Altarraum gehen und sich stumm verbeugen.

In der Karwoche wurde bei uns zu Hause Hausputz gemacht. Das bedeutete viel Arbeit. Traditionell wurden am Karfreitag die Räume des Hinterhauses und die Stallungen gekälkt. Ich kann mich erinnern, dass manche Bauern am Karfreitag Jauche auf die Felder fuhren. Da dieser Tag für die Protestanten der höchste Feiertag im Jahr ist, an dem in allen evangelischen Kirchen das Abendmahl gefeiert wird, bedeutete das eine gewollte Provokation.

Am Karsamstag wurden Hühnereier hart gekocht und dann bunt gefärbt. In der schlechten Zeit nach dem Krieg gab es nur braune Eier, sie waren mangels bunter Farben in Zwiebelschalenwasser getaucht worden. Wir Kinder holten Moos aus dem nahen Wald und machten auf der Wiese oder im Garten ein Nest, in das der Osterhase die bunten Eier legen sollte.

Und selbstverständlich ging man zur Beichte! Ich kann mich erinnern, dass vor den Beichtstühlen die Leute Schlange standen. Wegen des großen



Maria und Johannes Mermagen mit ihren Palmstöcken auf der Mühlenstraße in Schneppenbaum

Andrangs kam ein Geistlicher aus dem »Spyckklösterchen«, der in dem zweiten Beichtstuhl in der Kirche Platz nahm. Die Osterkommunion war Pflicht, und man bekam ein Bildchen zur Erinnerung.

Ostern

In der Osterliturgie am Samstagabend wurde das Weihwasser geweiht. Wir Kinder nahmen daran nicht teil. Im hinteren Teil der Kirche stand damals eine große Wanne mit Weihwasser, und jeder konnte sich bedienen. Ich hatte eine Flasche mit einem Kreuz, das ich aus Papier geschnitten hatte, beklebt, damit die Flasche würdig war. Darin füllte ich das Wasser. Das Papierkreuz löste sich beim Eintauchen leider ganz schnell und musste neu angeklebt werden. Zu Hause wurde das Weihwasser in die Weihwasserkesselchen, die in jedem Schlafzimmer neben der Türe angebracht waren, umgefüllt.

Am Ostersonntag läuteten die Glocken wieder. Sie waren in der Nacht beim Erklingen des »Gloria« aus Rom zurückgekehrt. Auch die Orgel spielte wieder. Nach der Kindermesse schaute ich nach, was der Osterhase ins Nest gelegt hatte. Es war mit bunten Eiern gefüllt. Eier oder Häschen aus Schokolade waren noch etwas Besonderes. Es machte auch großen Spaß, überall auf der Wiese oder unter Sträuchern im Garten nach versteckten bunten Eiern zu suchen. Geschenke brachte der Osterhase damals nicht.

Es war Tradition, bei schönem Wetter nachmittags einen Osterspaziergang zu machen. Ich erinnere mich gerne daran, wie mein Onkel Grades, als ich noch klein war, mit mir im nahen Wald einen Spaziergang machte. Ich fand so viele Ostereier! Mein Onkel hatte nur drei oder vier in verschiedenen Farben in der Tasche und versteckte sie heimlich. Immer wenn ich ein Ei fand, ließ er hinter meinem Rücken eins fallen. Ich kam ihm aber schnell auf die Schliche, da war der Spaß vorbei.

In meiner Kindheit gab es in unserem Dorf kein Osterfeuer. Wir kannten einen Brauch, der heute nicht mehr gepflegt wird. Wir setzten heil gebliebene



Eine Erstkommunionfeier in der frühen Nachkriegszeit (1949)

bunte Eierschalen auf die Hecken. Darin legten wir ein Lämpchen, das mit Öl getränkt war, und zündeten es an. Das leuchtete sehr schön in der Dunkelheit.

Erste heilige Kommunion

In die Zeit nach Ostern fiel auch das Fest meiner ersten heiligen Kommunion. Darauf wurden wir lange von Schwester Änne, der Pfarrschwester, vorbereitet. Die Kinder versammelten sich in der damaligen Sakristei. Andere Räumlichkeiten gab es nicht. Das Pfarrheim wurde erst 1951 gebaut. Aufregend war auch die erste Beichte. Was gab es nicht alles für Vergehen! Ich legte mir in Gedanken meine Sünden zurecht, so etwa von allem ein bisschen, und lernte sie auswendig, damit ich im Beichtstuhl nicht ins Stottern kam.

Vor dem großen Tag fuhr meine Mutter mit mir mit dem Zug nach Kevelaer. Bei Kaenders wurden ein Kommunionkleid und ein Kränzchen gekauft, in einem Kerzengeschäft die Kommunionkerze und schließlich noch weiße Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Und dann war der Weiße Sonntag endlich da. Morgens war die feierliche Messe. Damals musste man noch nüchtern sein, um die Kommunion empfangen zu können. Das fiel manchen nicht leicht. Es kam vor, dass Frauen in Ohnmacht fielen, wenn der Pastor sein Weihrauchfass schwenkte und der Geruch durch die Kirche zog. Wir Mädchen in unseren weißen Kleidern und die Jungen in ihren dunklen Anzügen zogen gemeinsam durch den Mittelgang in die Kirche und nahmen unsere Plätze in den vorderen Bänken ein. Damit auch ja alles glatt ging, wurden wir von den Lehrern und von Schwester Änne beaufsichtigt. Und dann kam endlich der große Moment: der Empfang der ersten heiligen Kommunion. Nach allem, was Schwester Änne uns erklärt hatte, war ich doch etwas enttäuscht.



Kommunionkinder am Weißen Sonntag, 1953

Dieses erhabene, heilige Gefühl, von dem sie gesprochen hatte, stellte sich bei mir nicht ein. Ich spürte eigentlich nur Hunger.

Viele Verwandte waren eingeladen, an erster Stelle natürlich Patin und Pate. Es gab besonders gutes Essen. Und was bekam ich nicht alles geschenkt! Eine goldene Armbanduhr, ein silbernes Kettchen mit einem Kreuz als Anhänger, ein Weihwasserkesselchen, Bücher mit schönen bunten Bildern aus dem Leben Jesu und viele Sammeltassen und Hortensien. Allerdings fand ich es gar nicht schön, den ganzen Tag das weiße Kleid an zu haben. Es durfte ja auf keinen Fall schmutzig werden.

Nachmittags um 15 Uhr fand eine Andacht für alle Kommunionkinder statt, danach gab es Kaffee und Kuchen und abends noch einmal Essen für alle Gäste. Es war ja noch die schlechte Zeit nach dem Krieg, und alle genossen es, sich so richtig satt zu essen.

Erster Mai

Der 1. Mai ist ein Feiertag, der nichts mit dem Christentum zu tun hat. Schon vor Jahrhunderten wurde an diesem Tag die Walpurgisnacht gefeiert und der Frühling begrüßt.

Von den vielen Bräuchen zum 1. Mai kannten wir hier nur den »Tanz in den Mai«, der jedes Jahr am Vorabend zum 1. Mai im mit Birkenzweigen geschmückten Gesellschaftshaus der Klinik stattfand. Um Mitternacht wurde von der Kapelle das Lied »Der Mai ist gekommen« gespielt, wobei alle kräftig mitsangen.

Das Maibaumaufstellen auf einem öffentlichen Platz gehört erst seit einigen Jahren in unserer Gemeinde zum Brauchtum. Im Südkreis gibt es die Sitte, dass die jungen Burschen den unverheirateten jungen Frauen und Mädchen geschmückte Birkenzweige an das Haus stecken.

Bei uns zu Hause gab es traditionell am 1. Mai eine Maibowle. Sie wurde schon morgens in einer Glaskaraffe angesetzt: ein Büschel Waldmeister aus

unserem Garten (ohne Stiele) und Apfelsinenscheiben mit Weißwein übergießen, später mit gekühltem Sekt auffüllen.

Da der Mai auch der Marienmonat ist, fand am Abend des 1. Mai die feierliche Maiandacht statt. In der Kirche war ein »Maialtar« mit einer Marienfigur aufgebaut. Davor standen Blumen und Kerzen. Die Andachten, die übrigens an jedem Abend im Mai stattfanden, waren immer gut besucht, denn alle Leute liebten die schönen Marienlieder, die dann gesungen wurden.

Manche Leute hatten auch ein Hausaltärchen. Dazu stellte man eine Marienfigur oder ein Marienbild auf, davor einen Blumenstrauß und eine Kerze. Der 1. Mai ist aber auch »Tag der Arbeit«. Seinen Ursprung hat er in den USA, wo 1889 in mehreren Städten die Arbeiter streikten, wobei es viele Tote gab. Daraufhin beschlossen die Gewerkschaften, den 1. Mai zum Tag der Arbeiterbewegung zu machen. 1919 führte die Weimarer Republik diesen Tag als gesetzlichen Feiertag ein. In vielen Ländern auf der ganzen Welt finden heute am 1. Mai Kundgebungen und Demonstrationen statt.

Muttertag

Am zweiten Sonntag im Mai wird der Muttertag gefeiert. Auch dieser Tag hat seinen Ursprung in den USA. Die Begründerin Anna Marie Jarvis wollte ihrer verstorbenen Mutter gedenken. Daraus entstand ein »Memorial Mother's Day Meeting«, bei dem aller Mütter gedacht wurde. Auf Bestreben der Methodistischen Kirche, deren Mitglied Jarvis war, wurde in den USA der zweite Sonntag im Mai 1914 zum ersten Mal als nationaler Feiertag begangen.

Dieser Brauch verbreitete sich auch in Europa. In Deutschland feierte man 1923 den ersten Deutschen Muttertag. Von den Nationalsozialisten wurde der Muttertag 1933 zum öffentlichen Feiertag erklärt. Frauen, natürlich nur »arische«, die dem Führer vier oder mehr Kinder »geschenkt« hatten, wurden mit dem »Ehrenkreuz der Deutschen Mutter«, kurz Mütterkreuz genannt, geehrt.



Verleihung des »Goldenen Mutterkreuzes« am Muttertag 1940 in Hau

Meine Mutter hielt nichts vom Muttertag. Sie war wie viele andere auch der irrigen Ansicht, diesen Tag hätten die Nazis eingeführt.

In den Kindergärten und Schulen wurde regelmäßig ein Gedicht gelernt und für die Mutter ein Geschenk gebastelt. Die Väter kauften Pralinen, Parfüm und natürlich Blumen. Auch heute ist der Muttertag sehr beliebt. Besonders die Geschäftsleute freuen sich.

Christi Himmelfahrt

Genau 39 Tage nach dem Ostersonntag ist Christi Himmelfahrt, seit 1934 ein gesetzlicher Feiertag. Die drei Tage vorher nannte man »Bitttage«. Morgens vor der Messe fanden Bittprozessionen statt. Es wurde um ein gutes Erntejahr gebetet.

Selbstverständlich nahm man morgens an der Messe teil, und abends ging man zur Maiandacht. Nachmittags fanden an diesem Tag in der Reitanlage

auf der Schmelenheide in Bedburg-Hau Reitturniere statt. Bei schönem Wetter machten wir einen Spaziergang dahin und schauten uns das Turnier an.

Heute ist Christi Himmelfahrt vielen nur noch als »Vatertag« bekannt, der wie der Muttertag aus den USA übernommen wurde. Sonora Smart gedachte in einem Gottesdienst ihres Vaters, der nach dem Tod seiner Frau sechs Kinder alleine groß gezogen hatte, und rief 1909 zu einem Tag für die Väter auf. Aber erst im Jahr 1974 erhob Präsident Nixon den dritten Sonntag im Juni als »Vatertag« zum offiziellen Feiertag.

Man nimmt auch an, dass sich wohl aus den Prozessionen an Christi Himmelfahrt der »Vatertag« oder »Herrentag« entwickelt hat. Die Traditionen veränderten sich im Laufe der Zeit und wurden den Vorlieben der Männer angepasst, die mit Fahrrädern oder Bollerwagen, auf dem kühle Getränke mitgeführt werden, unterwegs sind und diesen Tag auf ihre Art feiern. Heute sieht man überwiegend junge Burschen, die sehr dem Alkohol zusprechen, herumziehen. Das kannten wir früher nicht.

Dij geele Telefonzäll!

PAUL MICHELS

Vöör kortem hörnde ekk in et Radio, datt örges in Deutschland de leste geele Telefonzäll affgebaut wuurd. Jo, die Telefonzäll! Sej was noch intakt, mar sej wuurd nitt mer gebrukket. Wen kennt sej noch? Vöör ons was dij Telefonzäll de Schlöttel in dij ganze Wält.

Mar wej mosse ömmer mindestens drij Grosse in de Knepp hämme. Denn den Apparat dej et nitt omsönst. Än wej wosse joar nitt, wann man telefonieren moss. Än wenn man witt weg von Tüss was, moss man vööl Hortgeld in de Täss hemme. Denn telefonieren was nitt belleg. Än man moss okk weete, woar die Zäll stond. Beij ons op et platte Land stond doar genn een. Erst in't Derp, beij de Post off op den Märt off beij et Börgermesteramt stond doar een. Ganz frugger, as blos rikke Mensse Geld för et Telefon hadden, goof et »Öffentliche Fernsprecher«. Bünnen was en groot geel Scheld met enen Telefonhörer an de Hüssdöör oongebrocht. Doar koss man Dag en Nacht onrupe, wenn et nödig was. Beij ons in de Noberschaft was dat »Öffentliche« in de Wirtschaft »Zur Linde«. Die Wirtin had drij ongetraute Döchter. Ek weet nitt woröm, ewel dij Mensse gingen doar nitt gern telefonieren, ausser in höchste Nod. Et läij wäll doron, datt doar die Muure groote Ohren hadden!

Die Mensse kommen noar ons. Mine Vooder had als »Ortscheriff« en »Dienstliches Telefon«, än doar koss man met drij Grosse okk »geheim« met de ganze Wält proote, ohne dad et andere gewohr wuurd.

So stonden in jeder Därp än Stadt enen Hoop Telefonzälle. Än wenn man in Urlaub off in Kur was, was so ein Telefonzäll en Dröhtjen noar Hüßs. Mar doar moss jej äwel mehr Gäld in de Täss hemme. Je kennt dat dog wäll eiges, et liep ömmer glikk aff.

Erst es kieke, off den Hörer noch droan was. Denn wuurd näm-leg dökk satt van Lömmels vöör de Gäck geklaut. Än wenn man die Nommer nitt on de Kopp off opgeschrewe had, läij doar en »Örtliches Telefonbuch«. Mäj okk van verscheije Gegenden. Mar et was bäter, jej had die Nömmer parat. Mest wassen dij Büük okk nitt mer komplätt.

Dann twee Grosse, loarter mossen et drij sin, in den Schletz än die Nömmer gedräht. En Nömmer noar de andere. Än dann tuten et in't Ohr. Mest nümmden sech dij Mensse, dij jeij onriep, met Nam, mäj okk blos met »Hallo«. Dad kann ekk bes vandag noch goar nitt lieje.

Äwel egol. Änn now ging et in den Urlaub off in Kur los: *»Ja das Zimmer ist gut. Und das Wetter ist wunderbar. Sonne pur. Nein, Regen haben wir bis jetzt noch nicht gehabt. Und bei euch? Schade, aber es wird schon wieder. Wer ist gestorben? Ach und so plötzlich. Weißt du, wen ich hier getroffen habe?«*

Än wenn man nitt flott doarbeij was, was et ütt met dad Gespräch. Dor moss man wär von neijt onfange. Dörvan had man jo Kleingäld parot. Neij ongefange än sofort ene Mork in den Schletz rin.

»Weißt du, wen ich hier getroffen habe? Das rätst du nicht. Den Metzger aus der Oberstadt, der uns immer als Kinder eine Scheibe Wurst gegeben hat. Wie, den kennst du nicht? Mir fällt aber auch gerade nicht der Name ein. Ich habe noch 70 Pfennige gut. Was gibt es sonst noch bei euch? Regen. Hier hat es nicht geregnet. Ein bisschen windig, aber es



© Vux

geht. Essen ist gut und morgen soll es etwas bewölkt sein. Ich sehe gerade, ich habe noch 40 Pfennige drin. Ja, ein bisschen weniger Wind könnte es schon sein. Was macht eigentlich die Nach...« – tut tut tut!

Vorbeij! Nouw koj neij inschmitte off et es vöör van Dag genug. Mest stönn doar joar noch mehr Mensse, die telefonieren welle. Dij kicken all quoi, wenn jei »noarschmitt«.

Loarter gouw et »Telefonkarten«. Das was mest belleger. Doar bruckten jeij nitt op dij dörlopmende Grosse op te passe. Doar miek jeij Schluss, noer et erste vertelle van et Wär. Dij Kortten moss jeij bei den Post koope. Noch loarter koss jeij met die »Bankkarte« betoole. Än gel wassen die Telefonzälle ten lest okk nitt merr. Ekk lösste dij Klöör nitt. Pink! Watt en Glökk, dad dij nouw okk weg sinn.

Än noch loarter was goar genn Koort mer nödig. Doar hadde wej fast all diej geele Telefonzäll in de Täss, datt »Handy«.

Än so wuorden so pö a pö die geele än pinke Telefonhüüskes weggerümmt. Hier än doar es doar noch een. Mar nouw sinn jeij met Büük vöör jedermann üttgevöllt.

Mar jeder van ons Äldere wett seker noch, wie gedöldig man sinn moss, wenn der enen in de Zäll stond, den vööl te vertälle än vööl Kleingäld had. Doar boarten genn kloppe än kort än dij Döör trekke. Ene Miesepeter koss jeij nitt ütt die Zäll verdriewe.

Än so stond ek es in Goch an en Zäll än moss drengend onrupe. Telefongepärke sinn ömmer wechteg än ilig. In dij Zäll stond ene jonge Klant än keek min met frägge Ooge on. Heij sückten noch gouw in de Täss noar noch mehr Grosse än glemmlachden fräg tegen min. Ekk wies op de Uhr än heij douwden noch ene Gross in den Schletz. Heij keek min ütt den Oogewenkel fräg on än quatsten domm wier, denn Ellenbog lässig tägen de Rütt gedouwd.

Ekk woss noch woar noch een Telefonzäll was än liet den Bengel lenks legge. Heij had sinn Freud gehad, sönnen Mens, wij min, domm stoon te loate.

Mar ekk denk, hej woss korts dropp, woröm hej vöör än achter genn Loft mer in sinne Fiets had!

Ärpele

RIA VALENTIN

In et heele Land es et sowitt,
et es wärr Baut- än Ärpelentid.
Nouw komme se wärr op den Toffel:
neje Ärpelen off Pippers, op Hochdeuts: Kartoffel.

In Europa wasse se ons goar nij bekennt,
vandaag sin wej äwel an Pippers gewännt.
Te verdanken hämme wej dat den Alde Frets,
dat schlugg duwmoals in näss ennen Blets:

Et Volk hat te duun met en Hongersnot,
neks op den Tand, genn Gemüüs än genn Brot.
Friedrich sääj: »*Pott Pippers op et Land!*«
Moar de Buren hadden doar förr genne Verstand.

Hej protte sech fusseleg de Schnütt
än liet sogoar ennen Kartoffel-Erlass herütt.
Dat woss hej van sinne Frind Voltaire,
dat Pippers gut fuje än gröaje bej ons Wäer.

De Bure blewe stur näss enne Stokk.
De Könning docht: »*Ek dünn ouw bej den Bokk.*«
Hej hät sech wat Gediegenes infalle loate
än schekkde noar ennen Ärpeleplakk sin Saldoate.



© Freud

Dij deejen dat Fäld met de Pippers bewake.
Hej woll es kieke, wat dij Bure nouw make.
Doar hämme se sech allemoal gewondert,
dij Menssen in et 18. Joahrhondert:

*»Off dij Knollen, dij doar setten in de Erd,
wäll toch so besonders vööl sin wert?«*

Se wossen erst nij, wat kann man doarvan äte.
De Bläer än de Bäse kann man jo vergäte.

Vörr ca. 300 Joahr lehrden de Menssen et flott,
dat man dij Ärpele moss koaken in de Pott.
Öwer Moande halde se sech in de Kälder,
so hät man langen Tid wat op den Tälder.

De Ärpele kregen ok moi je Names.
Gej denkt, gej hät et te duun met Dames:
Lolita, Afra, Bintje än Ballerina,
Primadonna, Regina, Victoria än Adelina.

Verscheije Rezepte hadde se gauw herütt,
än vandaag läkke se sech noar Pippers de Schnütt.
Ärpelen än Sauss met heel vööl Späkk,
doarnoar wasse wej noar de Krigg rechteg gäkk.

Ärpelstamp met Endivij onderenn
än gebroaje Blujwoarst, dat schmäkkt gorijenn!
Broajärpele met Schloat än Spiegelei,
doar rüppt jederenn: »Juchhei!«

Ärpelen onderenn met wette Kappes,
dat löst bej ons toch jeder Lappes.
Pellerärpele schmake gut met Fleutekääs
än achternoar noch ennen läkkeren Bääs.

Ärpeleschloat kö'j make op vööl Ssoarte,
doar bliewen op den Tälde garantiert genn Oarte.
Rievkuuk met Krütt schmäkkt ok heel läkker,
doarbej noch Schwoartbrot van onsen Bäkker.

Ärpelstamp met Appelen nümmt man »Hemmel än Erd«,
dat es toch wäll ennen Daler wert.
Moar de Blagen, än dat es genne Witz,
wellen vandaag blos noch »Pommes Fritz«.

Nachrichten aus dem Verein

NORBERT PIES

Liebe Leserin, lieber Leser, mein Jahresbericht an dieser Stelle ist diesmal eine Kurzfassung. Das Corona-Virus hat alles zum Stillstand gebracht. Keine Aktivitäten, angedachte Führungen wurden abgesagt; es besteht Ruhe in allen Bereichen. Ich hoffe, dass zum Ende des Jahres wieder Normalität einkehrt, sodass auch wieder mehr Leben den Verein erfüllt.

Lassen Sie mich aber trotzdem ein paar Dankesworte sagen. Die Mitarbeit der Ehrenamtler ist unverzichtbar. Ihre Arbeit ist wertvoll und sehr hilfreich, und kein Verein kann auf Unterstützung dieser Menschen verzichten. Sie helfen mit, die historischen Bestände aufzuarbeiten, teils im Archiv oder teils am heimischen PC. So wollen wir auch weiterhin die Geschichtsarbeit erfolgreich weiterführen.

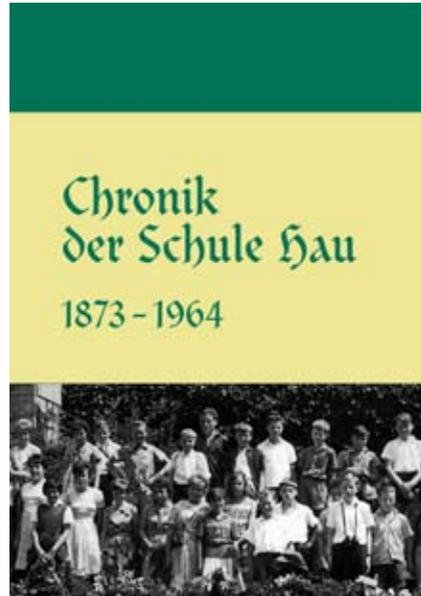
Aber auch ganz praktische Arbeit ist wichtig. An dieser Stelle geht ein besonderes Lob an Bernd Hendrix. Er sorgt das ganze Jahr dafür, dass die Anlage beim Kreuz am Voltaireweg stets einen guten Eindruck macht. Die Rasenfläche muss gemäht, es muss geharkt und der liegengelassene Müll beseitigt werden.

Die Arbeit des Geschichtsvereins erhält auch vom Bürgermeister Peter Driessen eine hohe Wertschätzung. Als Vorsitzender des Geschichtsvereins, aber auch ganz persönlich, möchte ich mich dem Dank des Bürgermeisters anschließen. Ich wünsche, dass diese ehrenamtlichen Tätigkeiten auch weiterhin zu neuen Zielen führen.

Die »Plattprooters« im Geschichtsverein treffen sich auch weiterhin jeden ersten Mittwochabend im Monat, wenn nicht gerade ein Corona-Shutdown hindert, in den Räumen des Heimatvereins Schneppenbaum im Eselshof



Den plattdeutschen Wortschatz unserer Heimat hat Ria Valentin in einem Wörterbuch zusammengetragen. Mit großer Akribie spürt die Verfasserin der Herkunft und Bedeutung der Wörter und Redewendungen nach.



Die Buchausgabe vereinigt die zwei ersten Bände der Chronik der Schule Hau, die den Zeitraum von 1873 bis 1964 umfassen. Neben den schulischen Ereignissen bietet das Buch fast hundert Jahre Hauer Ortsgeschichte.

an der Mühlenstraße. Es wäre schön und wünschenswert, wenn sich auch Jüngere für unsere aussterbende Muttersprache interessieren würden. Alle, die die plattdeutsche Sprache hören und vielleicht auch mal sprechen möchten, sind herzlich zu den Abenden eingeladen.

Hilfreich zum Kennenlernen und Verständnis der alten Volkssprache ist das plattdeutsche Wörterbuch von Ria Valentin. Die Mundartfreundin hat einen großen Wortschatz und viele Redewendungen des niederrheinischen Platts zusammengetragen.

Mit der »Chronik der Schule Hau 1873–1964« hat der Geschichtsverein ein interessantes, mit vielen Abbildungen bereichertes Buch herausgegeben. Frank Torhoff hat in akribischer Kleinarbeit die alte, zum Teil schwierig zu lesende Handschrift in der Chronik in die heutige Schreibschrift übertragen. Dieses Buch beinhaltet nicht nur das Leben an der alten Dorfschule, sondern spiegelt auch das politische Geschehen in dieser teils sehr dramatischen Zeit. Nicht nur für Schülerinnen und Schüler, sondern auch für ganz allgemein an Zeitgeschichte Interessierte ist diese Veröffentlichung eine Quelle der Erinnerung.

Erfreulich ist, dass in den letzten Jahren immer mehr Menschen den Weg in den Geschichtsverein gefunden haben. Zurzeit unterstützen etwa hundert Mitglieder die Arbeit des Vereins. Dies ist wichtig, denn die Erfüllung der verschiedenen Aufgaben, wie die jährliche Herausgabe des »Geschichtsbriefes« oder die Drucklegung der erwähnten Veröffentlichungen, kosten Geld. Ich freue mich über jedes neue Mitglied im Geschichtsverein Bedburg-Hau. Bitte werben Sie in Ihren Familien, im Bekanntenkreis oder in Vereinen. Der Jahresbeitrag beträgt unverändert 6,50 €.

Ich überreiche Ihnen heute die 15. Ausgabe des »Geschichtsbriefes« für das Jahr 2020. Der Druck einer Ausgabe kostet ca. 1500 Euro. Das ist natürlich für einen kleinen Verein ein recht hoher Betrag, den wir aber gerne schultern. Ein Drittel der Auflage erhalten die Mitglieder kostenfrei als ein kleines Dankeschön für ihre Treue zum Geschichtsverein.

Wir werden Sie auch weiterhin über interessante Ergebnisse aus der Archivarbeit informieren. Dazu dient uns nicht nur der Geschichtsbrief, sondern auch unsere Website »www.gv-bedburg-hau.de«. Hier finden Sie insbesondere unter dem Menüpunkt »Beiträge« zu unterschiedlichen Themen lesenswerte Berichte von Peter Thomas, der seit vielen Jahren ehrenamtlich im Gemeindearchiv tätig ist.

Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit – und bleiben Sie gesund!

Bildnachweis

Bezirksregierung Köln, Geobasis NRW (Datenlizenz Deutschland: www.govdata.de/dl/by/-2-0), URL: <https://www.tim-online.nrw.de/tim-online2/> (04.08.2020): S. 13

Bruder Johannes (Joseph) Savelsberg auf der website des Erzbistums Köln, URL: https://thema.erzbistum-koeln.de/deutsches-martyrologium/verzeichnis_aller_martyrer/das_verzeichnis/martyrer_aus_der_NS-Zeit/ordensmaenner/salvatorianaer (08.06.2020): S. 28

Bürger-Blatt für die Kreise Rees, Borken und Cleve, 07.12.1854 [Zeitungportal NRW], URL: <https://zeitpunkt.nrw/ulbbn/date/day/4167283?d=1854-12-07>: S. 24 o.; 17.12.1854 [Zeitungportal NRW], URL: <https://zeitpunkt.nrw/ulbbn/date/day/4167283?d=1854-12-17>: S. 24 m.; 16.08.1855 [Zeitungportal NRW], URL: <https://zeitpunkt.nrw/ulbbn/date/day/4167283?d=1855-08-16>: S. 24 u.

Gemeindearchiv Bedburg-Hau: BT 1184: S. 16, 19
Fotosammlung: S. 41, 44,47

Generalarchiv der Salvatorianer, Rom: AGS 0300/XII-1934 SAVSLSBERG-Fotos: S. 33, 35

Georg Hüttner, Kleve: S. 6, 12

Josef Jörissen, Bedburg-Hau: 30

Landesarchiv NRW Duisburg, Abt. Rheinland: AA 0640 Handschriften Nr. C III 9, fol. 244r: S. 10; AA 0647 Kleve, Kataster Nr. 3, Bl. 58: S. 11

Der Rhein als europäische Verkehrsachse. Hrsg. von Manuela Mirschenz, Renate Gerlach und Jan Bemann. Bd. 3, Bonn, 2019 (Bonner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie 22), S. 62, Abb. 39 (Auenkartierung: R. Gerlach, J. Gerk, S. Groten, R. Lubberich, LVR-ABR; Kartierung der Limesstraße und Lager: S. Bödecker, LVR-ABR); Abdruckgenehmigung vom 15.07.2020: S. 5; ebd., S. 70, Abb. 47 (Lage des ERT-Profiles und der Bohrung Qualburg: P. Fischer, Univ. Mainz); Abdruckgenehmigung vom 15.07.2020: S. 8

Peter Thomas, Bedburg-Hau: S. 21

Ria Valentin, Bedburg-Hau: S. 38, 43

Wikimedia Commons, © Vux, URL: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rottweil,_gelbe_Telefonzelle.JPG (05.08.2020): S. 51; © Freud, URL: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kartoffeln_Sorte_Nicola.jpg (03.09.2020): S. 54



Geschichtsverein Bedburg-Hau / Startseite

Geschichtsverein Bedburg-Hau

Der Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V., gegründet im Jahr des 200-jährigen Jubiläums des Amtes Tül (2000), hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte und das Brauchtum der Gemeinde Bedburg-Hau und ihrer Ortsteile zu erforschen und darzustellen sowie die Beschäftigung mit solchen Forschungen anzuregen und zu unterstützen. Dieses Ziel wird erreicht unter anderem durch Vorträge, Ausstellungen, Exkursionen und Veröffentlichungen.

Termine

Zurzeit sind keine Nachrichten vorhanden.

Chronik der Schule Hau 1873–1964



Der Geschichtsverein Bedburg-Hau hat zwei Bände der Chronik der Schule Hau, die den Zeitraum von 1873 bis 1964 umfassen, herausgegeben.

[Weitere Infos...](#)

Das Streichholz



Peter Thomas berichtet über die Geschichte eines kleinen, aber nützlichen Gegenstandes.

[weiterlesen ...](#)

Ons Platt – ons Modersproak



Das Mundartwörterbuch von Ria Valentin ist für nur 16,- Euro an der Infotheke im Rathaus der Gemeinde Bedburg-Hau erhältlich.

[Weitere Infos...](#)

Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.

Im Vorfeld des 200-jährigen Jubiläums des Amtes Till im Jahr 2000 gründete sich der Geschichtsverein Bedburg-Hau. Eine seiner ersten Aktivitäten war die Beteiligung an der historischen Fotoausstellung in Schneppenbaum.

Der Geschichtsverein hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte und das Brauchtum der Gemeinde Bedburg-Hau und ihrer Ortsteile zu erforschen und darzustellen sowie die Beschäftigung mit solchen Forschungen anzuregen und zu unterstützen. Dieses Ziel wird erreicht u. a. durch Vorträge, Ausstellungen, Exkursionen und Veröffentlichungen.

Werden Sie Mitglied im Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.! Als Ansprechpartner steht Ihnen gerne der Vorstand zur Verfügung. Über den Verein und seine Arbeit können Sie sich auch im Internet informieren und ein Beitrittsformular herunterladen: www.gv-bedburg-hau.de

Vorstand des Geschichtsvereins Bedburg-Hau e.V.

Vorsitzender:	Norbert Pies
stellv. Vorsitzender:	Josef Jörissen
Geschäftsführer:	Johannes Stinner M.A.
Kassenwartin:	Luzia van Aken
Schriftführer:	Hans Burg
Beisitzerin:	Josefine Bürgers
Beisitzer:	Peter Driessen
Beisitzerin:	Sofia Tuchard M.A.

Kontakt

Vorsitzender Norbert Pies
Norbertstraße 17, 47551 Bedburg-Hau
Tel.: 02821/63 15
E-Mail: vorsitzender@gv-bedburg-hau.de

Geschäftsführer Johannes Stinner
Rathausplatz 1, 47551 Bedburg-Hau
Tel.: 02821/6 60 43
E-Mail: geschaefsfuehrer@gv-bedburg-hau.de

